

Michael Giesecke

Kommunikative Welt und soziale Systeme

Systemtheoretische Grundlagen der
Kommunikationswissenschaften

(im Manuskript abgeschlossen 1986, mit Ergänzungen
1993, 1998, 2002)

Gliederung:

1. Die Kommunikationswissenschaft in statu nascendi
 - 1.1 Die Autopoiesis des Konzepts der Kommunikation
 - 1.2 Konstitutionsprobleme des Objektbereichs einer Kommunikationswissenschaft
 - 1.3 Methodologische Probleme einer Kommunikationswissenschaft und die Notwendigkeit selbstreferentieller Methodologie
 - 1.4 Aufklärung und Emergenz, das Verhältnis zwischen der kommunikativen Welt und anderen Welten
 - 1.5 Die Selbstreflexion der Darstellung: Genese, Aufbau und Grenzen der Modellierungen

2. Konstituenten des Objektbereichs der Kommunikationswissenschaft
 - 2.1 Systeme, ihre Dimensionen und Strukturen
 - 2.1.1 Systeme als elementare Modellvorstellung
 - 2.1.2 Die vier Dimensionen der Systeme
 - 2.1.3 Konsequenzen für eine systemische Kommunikationstheorie
 - 2.1.4 Systeme als Modelle und als Umweltobjekte
 - 2.1.5 Medien
 - 2.2 Die kommunikative Welt und ihre Gliederung
 - 2.2.1 Kommunikative Welt und Systeme
 - 2.2.2 Die Parameter der kommunikativen Welt

Klassifikatorische Typen

Emergenzniveaus oder Ebenen der kommunikativen Welt

Der Zeitparameter der kommunikativen Welt

1. Die Kommunikationswissenschaft in statu nascendi

1.1 Die Autopoiesis des Konzepts der Kommunikation

Monographien über ‚Kommunikation‘ beginnen nicht selten mit der Feststellung der folgenden Paradoxie: Einerseits sei Kommunikation eine Bedingung menschlichen Lebens von Anfang an, andererseits sei eben diese Bedingung so gut wie gar nicht erforscht.¹ Meist wird noch hinzugefügt, daß Kommunikationsforschung überhaupt erst in den letzten Jahrzehnten einen gewissen Aufschwung genommen habe. Die Diskrepanz zwischen der Bedeutung von Kommunikation einerseits und ihrer Erforschung andererseits wird als Motiv für die Entwicklung der Kommunikationsmodelle angeführt.

Es lohnt sich, über diese Argumentation nachzudenken. Vielleicht wird dann eine ganz andere Behauptung plausibel: ‚Kommunikation‘ ist ein sehr neues Problem. Jahrtausendlang genügte es den Menschen, ‚Gespräche‘ zu führen, ihre Gegenüber zu überzeugen, mit ihnen zu argumentieren, sich über Themen zu verständigen, Meinungen zu veröffentlichen, zu verbreiten, ihre Sprache zu gebrauchen. Weil dies so war, reichte es aus, rhetorische Konzepte über die Überredung, philosophische oder juristische Theorien über die Argumentation, poetische Konzepte über das Erzählen, Handbücher über den richtigen, grammatischen Sprachgebrauch, sachgerechtes Beschreiben oder eine gepflegte Konversation zu entwickeln. Erst vor einigen Jahren ließ sich die Einsicht, daß es unmöglich ist, ‚nicht zu kommunizieren‘, werbewirksam verkaufen.² Heute wird ihre Geltung wie selbstverständlich hingenommen

1 So z. B. Klaus Merten: Kommunikation: Eine Begriffs- und Prozeßanalyse. Opladne 1977. „Die Unabdingbarkeit von Kommunikationsprozessen für alle sozialen Prozesse steht in einem merkwürdigen Mißverhältnis zum Stand und Stellenwert ihrer wissenschaftlichen Analyse.“ (S. 12) „Es gibt weder eine Theorie der Kommunikation noch lassen sich bislang tragfähige Ansätze dazu aufzeigen. Offensichtlich ist die Alltäglichkeit von Kommunikation, ihre als selbstverständlich angenommene und in Anspruch genommene Simplität der wissenschaftlichen Analyse nicht förderlich, sondern, wie bei vielen anscheinend selbstverständlichen Phänomenen, eher hinderlich gewesen.“ (S. 9)

2 Watzlawicks Werk, in dem das Axiom ‚man kann nicht nicht kommunizieren‘ aufgestellt wurde, erschien zuerst 1967 in den USA. Vgl. in der deutschen Ausgabe ‚Menschliche Kommunikation‘, S. 50-53 (Paul Watzlawick/Janet H. Beavin/Don D.

- für Menschen sowieso, aber zunehmend findet auch niemand etwas dabei, wenn von kommunizierenden Institutionen, Tieren, Computern, Genen, Neuronen und vielem anderen mehr die Rede ist. Kommunikation ist heute tatsächlich zu einer Notwendigkeit, einer Bedingung des sozialen Lebens geworden. Aber weil dies eine Erscheinung der letzten Jahrzehnte ist, braucht es niemanden zu wundern, daß ihre wissenschaftliche Beschreibung noch in den Anfängen steckt.

Beide Argumentationslinien treffen sich in der Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes: „Kommunikation kann heute alles heißen.“³ Der Ausdruck ist in der Umgangssprache zu einer ‚Generalmetapher‘ geworden, mit vielen positiven Konnotationen, aber kaum auffindbarem Denotat. Doch auch hier lohnt es sich, innezuhalten. Was soll man sich unter einer ‚Generalmetapher‘ oder, wie es im angelsächsischen Sprachraum heißt, unter einer ‚basic metaphor‘ vorstellen?⁴ Eine Verallgemeinerung eines hochselektiven Bildes für ein üblicherweise anders bezeichnetes Phänomen – oder gar wiederum eines gedanklichen Bildes? Wenn die Verwendung dieses Etiketts einen tieferen Sinn hat, wird man sich damit abfinden müssen, daß Nachforschungen über Kommunikation in die dünne Luft von Abstraktionen über Abstraktionen und womöglich noch weit höherer Ableitungen führen. Wer dorthin nicht folgen mag, sollte bei Kommunikation weiterhin an ‚Gespräche‘, ‚Mitteilungen‘, ‚Wahrnehmen‘, ‚Verständigung‘ oder ‚Meinungsaustausch‘ u. ä. denken. Wer bei Kommunikation freilich weiterhin an die ‚Generalmetapher‘ denken will, muß nach anderen Wegen der Stabilisierung des Explikandums Ausschau halten als den Rückgriff auf die uralten Konzepte, die sich im Alltagswissen niedergeschlagen haben. ‚Kommunikation‘ steht uns im Leben nicht sichtbar gegenüber wie unsere Mitmenschen, Maschinen oder Tiere, wir erfahren sie nicht wie Krankheiten oder eine po-

Jackson: Menschliche Kommunikation. Bern/Stuttgart/Wien 1967).

3 Luckmann in seinem Lexikonartikel ‚Aspekte einer Theorie der Sozialkommunikation‘, S. 28 (Thomas Luckmann: Aspekte einer Theorie der Sozialkommunikation. In: Hans Peter Althaus/Helmut Henne/Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. Tübingen 1980).

4 „Communication is the basic metaphor in the human interpretation of experience and anything may count as communicative, if a person takes it so.“ Dell Hymes: The Anthropology of Communication. In: Frank E.X. Dance: Human Communication Theory. New York 1967, S. 18.

litische Wende, und wir sind uns ihrer nicht einmal so gewiß wie eines so abstrakten Konzeptes wie ‚Demokratie‘. Es ist ein neues Konzept, das aus den theoretischen Welten avancierter wissenschaftlicher Disziplinen seinen Weg in unseren Alltag gefunden hat.

Wendet man sich nun dem Wissenschaftsbetrieb zu, so zeigen sich ganz ähnliche Entwicklungslinien wie im übrigen gesellschaftlichen Leben: Ursprünglich scherte man sich wenig um Kommunikationstheorien. In letzter Zeit nehmen Anzahl und Geltungsansprüche rapide zu. Und dies nicht nur in einer oder in einigen wenigen Disziplinen, sondern es scheint, als ob kaum eine Fachwissenschaft der Versuchung widerstehen kann, irgendein Problem in ihrem Bereich als ‚Kommunikation‘ zu bezeichnen. Das Problem der Kommunikation hat einen universellen theoretischen Anspruch erlangt.⁵ Auch hier gibt es Vorstellungsprobleme: Was soll man sich unter einem ‚universellen theoretischen Problem‘ vorstellen? Gemeint sein kann damit, daß es sich nicht mehr auf eine beliebige Welt einer der traditionellen Disziplinen reduzieren läßt. Ausgangspunkt der Entwicklung der vorliegenden Kommunikationsmodelle und -theorien sind zweifellos die Einzelwissenschaften, die Soziologie, die Biologie, die Sprach- und Politikwissenschaft, die Psychologie und andere. Jede dieser Disziplinen hat zunächst eigene, für sie spezifische theoretische Welten nach Prinzipien konstruiert, die keine Rücksicht auf ‚Kommunikation‘ nahmen. In der Regel erst geraume Zeit später stellte sich dann die Notwendigkeit heraus, irgendwelche ‚Gegenstände‘, ‚Relationen‘ oder ‚Prozesse‘ in dieser Welt als Kommunikation zu bezeichnen. Es findet also vorab eine Transformation von Phänomenen in die theoretischen Welten der Einzelwissenschaften statt, und erst Relationierungsprobleme zwischen den verschiedenen Analysedimensionen oder -modellen dieser Welten werden für den Fachwissenschaftler zu einem Problem, welches er als Kommunikation bezeichnet.

Sozialwissenschaftler, die ihre theoretische Welt aus sozialen Handlungen aufbauen, können beispielsweise ‚Kommunikation‘ als einen be-

5 Zu den Besonderheiten von Theorien mit universellem Geltungsanspruch vgl. Niklas Luhmann: Vorbemerkungen zu einer Theorie sozialer Systeme. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen 1981, S. 11-24. Und ders.: Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen 1981, S. 25-34.

stimmten Typus der ‚Koordination‘ bestimmter Typen von Handlungen spezifizieren. Ein Psychologe, der an psychischen Leistungen interessiert ist, stößt irgendwann auf das Problem der wechselseitigen Wahrnehmung von psychischen Systemen. Er kann dieses Problem der interpersonalen Wahrnehmung als Kommunikation bezeichnen. Ein Sprachwissenschaftler hat es zunächst nur mit ‚sprachlichen Äußerungen‘, ‚Sätzen‘ oder ‚Textsegmenten‘, jedenfalls Folgen von Zeichen, die Strukturen besitzen, die in linguistischen Theorien beschrieben sind, zu tun. Ausgehend von diesen sprachwissenschaftlich konstituierten Einheiten lassen sich aber Anschlußprobleme wie beispielsweise jenes der Zuschreibung von ‚Äußerungen‘ zu Sprechern und Hörern oder jenes der Verkettung von Äußerungen als ‚Kommunikation‘ behandeln. Werden die kommunikativen Probleme, die in den etablierten einzelwissenschaftlichen Objektbereichen aufgetaucht sind, konsequent weiterverfolgt, so stößt man bald an die Grenzen dieser Disziplin. Es kommen Voraussetzungen und Anschlußprobleme in Sicht, die nur mit Rückgriff auf Analysen und Theorien aus anderen Objektbereichen behandelt werden können. Tritt etwa Bateson, wenn er über Kommunikation schreibt, als Biologe, Watzlawick als Psychologe, Maturana als Neurophysiologe, oder Jantsch als Physiker auf? Formulieren Parsons oder Luhmann ihre Kommunikationstheorien noch als Soziologen, oder analysieren die vielen Konversations- und Gesprächsanalytiker ihre Transkriptionen noch als Linguisten? Zumindest für ihre Fachkollegen bewegen sie sich am Rande der jeweiligen Disziplin, immer in der Gefahr, aus den Kernbereichen dieser Disziplinen ausgegrenzt zu werden.

Aufgrund dieser Erfahrungen setzte sich in den sechziger und siebziger Jahren die Meinung durch, ‚Kommunikation‘ sei gar nicht mehr ein Problem einer bestimmten Disziplin, sondern ein ‚Phänomen‘ mit einem ‚unbezwifelbar interdisziplinären Charakter‘.⁶ ‚Kommunikation‘ wird als ein „allgegenwärtiges Phänomen, das viele traditionelle Grenzen sprengt“, als ein „uneheliches Kind vieler Disziplinen“ wahrgenommen.⁷

6 So Merten in seiner für diese Thematik außerordentlich instruktiven ‚Bestandsaufnahme zur Kommunikationsforschung‘. Merten: Kommunikation, S. 12.

7 Lee Thayer: Communication. Theory and Research. Proceedings of the First International Symposium. Springfield III. 1967, zitiert nach Merten: Kommunikation, S. 12.

Legt man dieser Grundeinstellung zugrunde, so wird es verständlich, daß in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Sammelbände erschienen, in denen das ‚Phänomen‘ Kommunikation vom Standpunkt verschiedener Disziplinen und aus verschiedenen Perspektiven beschrieben wird. Dahinter steht immer die Hoffnung, durch diese Zusammenschau mehr über das häufig als „Dschungel“ apostrophierte Phänomen zu erfahren.⁸ Diese Hoffnung hat sich mittlerweile als trügerisch herausgestellt.

Der universelle theoretische Anspruch des Problems der Kommunikation ist freilich nicht nur im Sinne der Interdisziplinarität interpretiert worden. Schon in den vierziger Jahren hat man sich auf die Suche nach einer ‚allgemeinen Kommunikationstheorie‘ gemacht. Als ‚universelle‘ Basis einer solchen Theorie bot sich damals die Mathematik an. Da die Mathematik eine Voraussetzung der meisten Einzelwissenschaften ist, und insofern in einer gewissen Metaposition zu diesen Disziplinen steht, hatte man die Hoffnung auf ihrer Basis gleichsam den kleinsten gemeinsamen Nenner für die verschiedenen theoretischen Konzepte zu finden. Bislang haben die Versuche in diesem Paradigma jedoch zu keinem die Forschergemeinschaft befriedigenden Ergebnis geführt.⁹ Je mehr die

8 Vgl. z. B. Smith, der die Situation bei der Erforschung ‚menschlicher Kommunikation‘ folgendermaßen schildert: „Many explorers have beaten paths through these jungles, not only mathematicians, social psychologists, and linguists anthropologists, but other kinds of anthropologists, linguists, psychologists, and sociologists as well and also ethologists, journalists, management engineers, philosophers, semantists, and many more. Some of these paths cross, some go in circles, and some lead into other jungles.“ Alfred G. Smith: Communication and Culture. Readings in the Codes of Human Interaction. New York/Chicago 1966, S. 8.

9 Cherry setzt auch in der dritten Auflage seines Standardwerks ‚On Human Communication‘ die folgende Bemerkung an den Anfang und in *italics*: „At the time of writing, the various aspects of communication, as they are studied under the different disciplines, by no means form a unified study; there is a certain common ground which shows promise of fertility, nothing more.“ Colin Cherry: On Human Communication. Cambridge/London 1978, S. 2. Sereno/Mortensen weisen in ihrer Einleitung darauf hin, daß mehr als zwanzig Disziplinen mit Kommunikationsanalysen beschäftigt sind und fahren fort: „Clearly, then, the so called ‚science of human communication‘ is not in any strict sense, a single discipline at all [...] though astonishingly popular as an object of research, the field of human communication has not established any sharply defined boundaries or domains.“ Kenneth K. Sereno/C. David Mortensen: Foundations on Communication Theory. New York/Evanston/London 1970, S. 2. Auch unter den Autoren, die sich explizit als ‚Kommunikati-

Modelle, die unter diesem Etikett angelaufen sind, ausgebaut wurden, um so spezieller entwickelten sich ihre Geltungsansprüche. Am Ende erweisen sich diese Theorien als ein einzelwissenschaftliches Paradigma neben den vielen anderen.

Welche Schlußfolgerungen lassen sich aus der Betrachtung der ‚Generalmetapher mit Universalitätsanspruch‘ ziehen? *Kommunikation* ist ein Problem, welches nicht nur im Alltag, sondern bei höherstufigen Modellierungen in den theoretischen Welten der verschiedenen Einzelwissenschaften aufgetaucht ist. Schaut man sich die Theoriebildung in den betreffenden Disziplinen genauer an, so fällt eine zweite Metapher ins Auge, die im Zusammenhang mit ‚Kommunikation‘ immer wieder erwähnt wird: *System*. Bateson reformuliert biologische Modellvorstellungen als ökologische Systeme. Watzlawick behandelt klassische sozialpsychologische Fragestellungen der ‚zwischenmenschlichen Beziehung‘ als Probleme von Systemen mit Rückkoppelungsnatur. Maturana restrukturiert neurophysiologische Zusammenhänge als autopoietische Systeme, ähnlich verfährt Jantsch bei physikalischen Zusammenhängen. Parsons und Luhmann nehmen soziale Systeme als theoretische Grundbausteine. In der Linguistik, die freilich Sprache schon von Anbeginn an als Zeichensystem konzeptualisiert hat, werden auch andere Konstrukte, z. B. das ‚Sprechen‘, als Systeme modelliert.

Kommunikation ist, so die allgemeinste Folgerung, ein Problem, das bei der Systembildung auftaucht. Mit Blick auf die empirische Forschung könnte man noch hinzufügen: Es ist ein Problem, welches in der (interdisziplinären) empirischen Forschung bei der Integration bestimmter verschiedener Analysedimensionen auftritt. Nun ist der Ausdruck ‚System‘ ebenfalls wieder eine Generalmetapher. Sie wird verwendet, um bestimmte Typen gedanklicher Modelle zu bezeichnen.

onswissenschaftler‘ bezeichnen, besteht kein Konsens über die Theorien, die für ihren Objektbereich konstitutiv sind. Als ein typischer Vertreter dieser Richtung sei Ungeheuer zitiert, der feststellt, „daß bei aller Beachtung kommunikativer Verhaltensweisen menschlicher Individuen es weder hinreichend ausgearbeitete Kommunikationstheorien gibt, noch ausreichende Explorationen der Phänomene selbst [...]. Was üblicherweise als Theorie angeboten wird, ist entweder zu einseitig, zu eng oder zu inadäquat.“ Gerold Ungeheuer: *Sprache und Kommunikation*. Hamburg 1972, S. 201.

Früher sprach man von Organismen, Körpern oder Maschinen, um komplexe gedankliche Konstrukte zu veranschaulichen. Diese Metaphern reichen für zwei- oder dreidimensionale Konstrukte auch völlig aus. Bei Gebilden mit mehr als drei Dimensionen, die sich nicht mehr als Körper im Sinne der euklidischen Geometrie vorstellen lassen, haben wir allerdings Vorstellungsschwierigkeiten. Sie sind nicht mehr ‚überschaubar‘. Natürliche Gegenstände oder wahrnehmbare Kunstgebilde, wie etwa Maschinen, scheiden deshalb als metaphorische Vergleichsobjekte für höherdimensionale gedankliche Konstrukte aus. In die entstehende begriffliche Lücke ist das Systemkonzept eingetreten.

Es hat den Anschein, als ob vor allem vierdimensionale theoretische Ansätze die Metapher ‚System‘ zur Selbstbeschreibung bevorzugen.¹⁰ Andererseits gibt es natürlich zahlreiche höherdimensionale Modellbildungen, die nicht den Systembegriff verwenden, und faktisch ist auch nicht in allen systemischen Varianten die Notwendigkeit entstanden, mit Kommunikationskonzepten zu arbeiten. Bei bestimmten Typen systemischer Modellbildung freilich scheint die Entwicklung von Kommunikationstheorien unvermeidlich: bei solchen, die mit selbstreferentiellen oder selbstrepräsentativen Dimensionen arbeiten. Schaut man sich die Systembegriffe dieser Provenienz genauer an, so entdeckt man gewisse Gemeinsamkeiten. Die Systeme werden als komplex, d. h. als zusammengesetzt aus Elementen oder aus Relationen zwischen Elementen vorgestellt. Sie sind differenziert, d. h., sie haben Grenzerhaltungsprobleme und müssen sich zu einer komplexeren Umwelt in bestimmter Weise in Beziehung setzen. Sie sind weiterhin ‚dynamisch‘ oder ‚autopoietisch‘ und schließlich ‚selbstreferentiell‘. Wenn nämlich das System tatsächlich als ein mehrdimensionales Modell verstanden wird, dann muß das System in dem System für das System präsentiert sein. Diese ‚Präsentation‘ wird als ‚Selbstreferenz‘ oder als ‚Selbstrepräsentation‘ bezeichnet. Erst die Berücksichtigung dieser Dimension ermöglicht die Beschreibung von Programmen und selbstregulativen Phänomenen und erfordert die Verwendung des Informationsbegriffs. Der Ausdruck ‚Kommunikation‘ wird in diesem Zusammenhang zur Bezeichnung von ein oder mehreren

¹⁰ Prototypisch etwa die vier Dimensionen des ‚allgemeinen Handlungssystems‘ bei Parsons: Strukturhaltung, Integration, Zielerreichung und Anpassung.

Problemen verwendet, die beim Aufbau und/oder dem Funktionieren dieser selbstreferentiellen Dimension entstehen. Die im vorigen Abschnitt vorgenommene allgemeine Bestimmung des Problems der Kommunikation läßt sich nunmehr folgendermaßen präzisieren: *Kommunikation ist ein Problem selbstreferentieller Systembildung*. Insofern sind Theorien über selbstreferentielle Systeme eine Voraussetzung für Kommunikationstheorien. Mit anderen Worten: Daß heute Kommunikation zu einer viel verwendeten Generalmetapher geworden ist, ist ein Folgeproblem davon, daß wissenschaftliche Probleme oder alltägliche Phänomene als selbstreferentielle Systeme betrachtet und untersucht werden.

Diese Bestimmung von ‚Kommunikation‘ bedeutet auf der anderen Seite, daß es überflüssig ist, von ‚Kommunikation‘ zu reden, wenn man nicht zugleich von Systemen – und zwar im Sinne von mehrdimensionalen Modellen – und von Selbstreferenz oder Information spricht. Wenn man ‚Kommunikation‘ nur als ein Problem der Art ‚wie überzeuge/überrede ich einen anderen?‘, ‚was sind wahre Aussagen?‘, ‚wie werden Sätze (psychisch) verstanden?‘, ‚welche Regeln hat der Gebrauch von Zeichen/Sprache?‘ sieht, reicht es aus, auf das Begriffsinstrumentarium der klassischen Disziplinen der Rhetorik, Logik, Wahrnehmungspsychologie, Sprachwissenschaft und ähnliche zurückzugreifen. Meist wird man auch mit niederdimensionalen, linearen, monokausalen Erklärungsmodellen auskommen. Selbst für Ansätze, die Kommunikation als reziprokes Verstehen auffassen und im interaktionistischen Paradigma angesiedelt sind, gibt es noch keine zwingende Veranlassung, mit Systemmodellen und -konzepten von ‚Selbstreferenz‘ und damit auch von ‚Kommunikation‘ zu arbeiten.

Mit der obigen Explikation des Problems der Kommunikation wird zwar die Autopoiesis von ‚Kommunikation‘ beschrieben, nicht jedoch das massenhafte Auftreten von Kommunikationstheorien und -modellen begründet. Man kann zwar aufzeigen, unter welchen Bedingungen ‚jeder kommunizieren muß‘, vermag aber nicht zu sagen, warum immer mehr Kommunikationstheorien und ‚Analysen‘ entstehen. Um diese Frage zu behandeln, muß das Konzept der Selbstreferenz differenziert oder erweitert werden, jedenfalls ist eine Unterscheidung zwischen der ‚einfachen‘ Selbstreferenz und der Reflexion der Selbstbeschreibung erforderlich. ‚Reflexion‘ ist eine Metapher für eine nochmalige selektive

Behandlung (Relationierung) der ja schon selektiv entstandenen Selbstbeschreibung. Man kann dann sagen: Wenn irgendwelche Modelle als selbstreferentielle Systeme konstruiert werden und diese selbstreferentielle Beschreibung noch einmal reflektiert wird, dann ergeben sich Notwendigkeiten der Beschreibung oder Theoretisierung kommunikativer Probleme. Genaugenommen ist ja nicht auffällig, daß allenthalben ‚kommuniziert‘ wird, sondern daß andauernd *über* Kommunikation gesprochen wird. Will man dieses Phänomen erfassen, so greifen alle Ansätze zu kurz, die eine Konzeptualisierung des Problems der Kommunikation erstreben. Erforderlich ist vielmehr eine Begründung dafür, warum es nicht mehr ausreicht, zu kommunizieren, sondern warum es als Notwendigkeit erlebt wird, über Kommunikation nachzudenken. Es liegt nahe, diese Entwicklung mit dem Aufkommen der ‚neuen Medien‘ der sogenannten ‚technisierten‘ Kommunikation in Zusammenhang zu bringen. Die Reflexion über Kommunikation scheint für viele dieser technisierten Bereiche geradezu zu einer Bedingung der Möglichkeit von Kommunikation selbst zu werden. In der Tat findet man ja auch kaum eine Darstellung der Geschichte kommunikativer Theorien, die nicht die Katalysatorfunktion der nachrichtentechnischen Probleme im Zweiten Weltkrieg für die Herausbildung zumindest der mathematischen allgemeinen Kommunikationstheorie herausstreicht. Notwendig ist also eine Unterstreichung zwischen latenter und manifester Kommunikation.

Zwischenbilanz

Ausgangspunkt der Betrachtung war die Überlegung, daß Kommunikation kein Problem des Alltags, kein originäres Problem in den etablierten Wissenschaften und auch kein interdisziplinäres Problem ist. Andererseits ist zu beobachten, daß sowohl im Alltag als auch im wissenschaftlichen Diskurs alles mögliche als ‚Kommunikation‘ bezeichnet wird und die Notwendigkeit, über Kommunikation zu reflektieren, in weiten Bereichen zunimmt. Die Wurzeln für dieses anwachsende Bedürfnis scheinen in neuen Formen der höherdimensionalen, systemischen Modellbildung zu liegen, die im gesellschaftlichen Leben der modernen Industrienationen üblich geworden sind. Ein Folgeproblem dieser Mo-

dellbildung wird als Kommunikation bezeichnet: Kommunikation ist ein Oberbegriff für Probleme, die auftauchen, wenn selbstreferentielle Systeme entweder sich selbst oder andere Systeme als selbstreferentielle Systeme beschreiben. Je mehr sowohl in der Wissenschaft als auch im Alltag Phänomene und Probleme als selbstreferentielle Systeme modelliert und reflektiert wurden und werden, desto mehr wurde und wird Kommunikation zu einer Generalmetapher.

Diese Herleitung macht deutlich, daß eine Voraussetzung von Kommunikation selbstreferentielle Systeme sind. Die Voraussetzung von Kommunikationstheorien sind selbstreflexive Systeme. Diese bilden Modelle oder Theorien über die Selbstrepräsentationen des Systems und über die Umwelt-Repräsentationen. Bei dieser nochmaligen Relationierung tauchen eine Reihe von Problemen auf, die auf der Basis der klassischen Systemtheorien kaum mehr behandelt werden können. Schon selbstreferentielle Systeme repräsentieren nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Umwelt. Diese Umweltrepräsentationen müssen mindestens von ‚anderer‘ Komplexität und Dynamik sein als die Selbstrepräsentationen, um System und Umwelt voneinander abzugrenzen. Selbstreflexive Systeme können sich mit der Faktizität dieser anderen Umwelt nicht begnügen, sie müssen Annahmen/Modelle über diese Umwelt sowie über die Beziehungen zwischen dem System und der Umwelt bilden und diese zum Aufbau der eigenen Strukturen und Prozesse nutzen. Dieses Modell kann man ‚Welt‘ nennen, um es von der ‚Umwelt‘ und ‚Umweltrepräsentationen‘ von selbstreferentiellen Systemen zu unterscheiden. Was auch immer für Weltkonzepte entworfen werden, immer werden diese eine konstitutive Differenz zu den Systemkonzepten aufrechterhalten. Weil es Differenzen zwischen den Selbstmodellen und den Umweltmodellen bzw. der Welt gibt, entstehen zwangsläufig neue Relationierungsprobleme. Für diese Relationierungsprobleme hat sich im alltäglichen Sprachgebrauch die Generalmetapher ‚Identitätsprobleme‘ herausgebildet. Identitätsprobleme entstehen ‚von selbst‘, wenn selbstreflexive Systeme ihre Beziehung zur Welt beschreiben. Negativ ausgedrückt: Es ist sinnlos, von Identitätsproblemen zu reden, ohne zugleich von der Welt und der Beziehung zwischen der Welt und den Systemen zu sprechen.

Theoretisch sind sehr viele Konzepte über die Umwelt von Systemen möglich. Die verschiedenen Systemtheorien gehen zumeist davon

aus, daß die Umwelt der Systeme auch wiederum aus Systemen besteht. Selbstreferentielle Systeme können dann beispielsweise auch Umweltsystemen Selbstreferenz zugestehen. In diesem Fall müssen sie davon ausgehen, daß sie selbst ebenfalls Umwelt von anderen Systemen sein können, die sie als Umweltsysteme repräsentieren. Erst auf diesem Reflexionsniveau ist es unabdingbar, zwischen Selbst- und Fremdbeschreibung bzw. zwischen Selbst- und Fremdreferenz zu unterscheiden. Selbst- und Fremdbeschreibungen können konfliktieren, und dieser Konflikt wird typischerweise unter die Generalmetapher ‚Identitätsproblem‘ subsumiert. Jedes System ist sowohl System als auch Umweltsystem anderer Systeme und insofern Element einer oder vieler Welten. Man kann auch so sagen: Wenn alle Elemente der Welt Systeme und insofern gleich sind, dann entstehen für jedes einzelne System Individualisierungs- oder Respezifikationsprobleme. In vielen Systemtheorien werden diese durch die Bildung von Taxonomien gelöst: Man unterscheidet zwischen verschiedenen Typen von Systemen, die die Welt bevölkern. Die Identitätsbestimmung jedes einzelnen Individuums setzt die Subsumtion unter einen bestimmten Typus voraus.

Die innere Dynamik der Systembildung und der Reflexion über die Systembildung führt, so läßt sich resümieren, über den ursprünglichen Rahmen der Systemtheorie hinaus. Kommunikationstheorien, die die Identitätsprobleme, die erst durch Kommunikation und die Reflexion von Kommunikation (Kommunikationstheorien) erzeugt wurden, behandeln wollen, können sich nicht mit einer selbstreferentiellen Systemtheorie begnügen, sondern müssen auch Theorien über die Welt entwerfen.

1.2 Konstitutionsprobleme des Objektbereichs einer Kommunikationswissenschaft

Ebensowenig übersehbar wie der rasche Aufstieg des Geltungsanspruchs der Generalmetapher ‚Kommunikation‘ sind die zunehmenden Forderungen nach einer Erforschung von Kommunikation und auch die faktische Ausweitung der Reflexion über Kommunikation. Erst das ungeheure Anwachsen der einzelwissenschaftlichen Kommunikations-

theorien und -begriffe hat die Vagheit und Universalität der Metapher ans Licht gebracht.¹¹ Das breite, soziale, öffentliche Bedürfnis nach einer systematischen Erforschung von Kommunikation drückt sich nicht zuletzt in der, den realen Verhältnissen weit vorausgreifenden, programmatischen Verwendung des Terminus ‚Kommunikationsforschung‘ oder ‚Kommunikationswissenschaft‘ aus. Nimmt man nämlich als Kriterium der Reife einer Disziplin sowohl den Grad, in dem sie ihre Vorstellungen über ihren Objektbereich in Form von Axiomen und Theorien explizieren kann, als auch den Grad der intersubjektiven Festigung dieser Vorstellung innerhalb der Forschergemeinschaft und der Gesellschaft, so kann man gegenwärtig schwerlich von der Existenz einer kommunikationswissenschaftlichen Disziplin sprechen. Die Bezeichnung ‚Kommunikationswissenschaft‘ ist ein Etikett, welches zur Auszeichnung der verschiedensten Waren benutzt wird, und jedenfalls kein eingetragenes Markenzeichen.¹² Kommunikationswissenschaftler können sich als Publizisten, Informatiker, Designer, Sprach- und Sozialwissenschaftler u. v. a. m. bezeichnen. Sowohl im deutschen als auch im englischen Sprachraum stellen sich hinsichtlich der möglichen Gegenstände einer Kommunikationswissenschaft Assoziationen wie ‚Massenkommunikation‘, neue, technische Medien, Meinungsforschung und neuerdings wohl auch Gesprächsanalyse, Organisationsberatung oder Therapieforschung ein.¹³

11 Sicherlich hat auch Thayer recht, wenn er einen inneren Zusammenhang zwischen den Ansprüchen der Kommunikationswissenschaft an sich selbst und ihren Konstitutionsschwierigkeiten annimmt: „Ihre Universalität macht zugleich auch ihre Dubiosität aus.“ Thayer: *Communication*, zitiert nach Merten: *Kommunikation*, S. 12.

12 Erst 1970 bat die Redaktion der ‚Encyklopedia Britannica‘ Gordon, einen Artikel über ‚Communication study‘ mit nicht mehr als 10.000 Anschlägen zu schreiben. Jahre später resümiert Gordon: „Communication studies as a discipline has not yet ‚had its day‘. Nor did such a discipline even exist, when I was young during the depression years.“ Georg N. Gordon: *Aristotle as a modern propagandist*. In: Eric A. Havelock/Jackson P. Hershbell (Hrsg.): *Communication Arts in the Ancient World*. New York 1978, S. VII.

13 Im englischen Sprachraum ist die Bedeutung des Terminus ‚communication‘ und ‚communication study‘ kaum weniger ‚offen‘ wie die folgende bei Newman (1960, S. 132) und später bei Merten (*Kommunikation*, S. 183) erwähnte Anekdote über Burke zeigt: Sein später recht bekannt gewordenes Werk ‚Permanence and Change‘ hatte er ursprünglich unter dem Titel ‚Treatise on Communication‘ an den Verlag geschickt. Sein Verleger riet ihm daraufhin, unbedingt das Wort ‚communication‘ zu vermeiden, da man ansonsten wegen dieses Titels eher eine Abhandlung über das ‚Telephonieren‘ vermuten würde.

Gebräuchlicher als die Bezeichnung *Kommunikationswissenschaft* ist typischerweise das Attribut ‚Kommunikationsforschung‘: Bei dieser Formulierung bleibt offen, mit den Methoden welcher Disziplin welcher Gegenstand beforscht wird. Schaut man in den so betitelten Untersuchungen nach, so finden sich sozialwissenschaftliche, psychologische, linguistische, kurz: zahlreiche Verfahren, wie sie in den historisch gewachsenen Einzelwissenschaften üblich sind. Der Untersuchungsgegenstand wird entweder mit den Kategorien der betreffenden Einzelwissenschaft stabilisiert, oder er bleibt in seiner alltagsweltlichen Vagheit. Methoden oder Modelle, die es verdienen würden, das Attribut ‚spezifisch kommunikationswissenschaftlich‘ zu tragen, sucht man vergebens. Was vorliegt, sind einzelne Bausteine zur Konstruktion eines kommunikationswissenschaftlichen Objektbereichs – die freilich aus den verschiedenen theoretischen Baukästen der unterschiedlichsten Disziplinen stammen.

Dieser Befund mag in Anbetracht der allgegenwärtigen Thematisierung von Kommunikation verwundern. Die Überlegungen im vorigen Abschnitt haben andererseits eine Reihe von Ursachen für die enormen Schwierigkeiten zutage gefördert, die sich bei der Bestimmung eines Gegenstandes der Kommunikationsforschung und erst recht bei der *Konstitution eines kommunikationswissenschaftlichen Objektbereichs* stellen. Auf vier Problembereiche soll noch einmal explizit hingewiesen werden.

Zum einen lassen sich die Objekte einer Kommunikationswissenschaft – in statu nascendi – nicht durch umgangssprachliche Hinweise auf ‚Phänomene‘ oder eine wie auch immer geartete ‚Dimension‘ der alltäglichen Wirklichkeit stabilisieren. Dies unterscheidet die Konstitutionsprobleme einer Kommunikationswissenschaft erheblich von jenen vieler anderer Disziplinen: Während man sich eine ungefähre Vorstellung von dem Objektbereich der Botanik oder Zoologie machen kann, wenn man gesagt bekommt, daß sich diese Disziplinen mit Pflanzen und Tieren beschäftigen, es auch einen gewissen Sinn macht, oder zu behaupten, die Astronomie beschäftige sich mit den Sternen, so hat man kaum eine Vorstellung von dem Objektbereich der Kommunikationswissenschaft vermittelt, wenn man sagt, sie beschäftige sich mit dem Phänomen ‚Kommunikation‘. Im Gegenteil, Alltagskonzepte von Kommunikation im Kopf des Kommunikationsforschers scheinen sich ähnlich auszuwirken wie das sprichwörtliche Schlachtermesser in der Hand

des Chirurgen. Ferdinand de Saussure konnte bei seiner Beschreibung des Gegenstandes der Sprachwissenschaft immerhin von den alltäglichen Vorstellungen über die ‚menschliche Rede‘ ausgehen und die Überkomplexität dieses Phänomens dann schrittweise so lange reduzieren, bis sein Modell der ‚Sprache‘ (‚langue‘) dem Leser vor Augen stand. Er selbst fand dieses reduktive Vorgehen schon beschwerlich genug und beneidete Zoologen, Astronomen und andere ‚Wissensgebiete‘ darum, daß ihre konstitutiven ‚Einheiten‘ „von vornherein gegeben sind“.¹⁴

Zweitens ist Kommunikation kein Problem einer der klassischen Einzelwissenschaften und auch kein interdisziplinäres Problem. Wenn man die Beschreibungen des Alltags als Phänomene betrachtet und sie auf einer Ebene Null ansiedelt, so liegen die Elemente der theoretischen Welten der etablierten Disziplinen (Soziologie, Biologie, Psychologie u. a.) auf einer höheren Abstraktionsebene Eins. Erst wenn diese Modelle auf einer Metaebene Zwei in bestimmter Weise selektiv behandelt werden, entstehen die kommunikativen Probleme, die den Gegenstand einer Kommunikationswissenschaft ausmachen. So gesehen steht die Kommunikationswissenschaft in einer Metaposition zumindest zu den klassischen Formulierungen der Objektbereiche traditioneller Einzelwissenschaften. Sie ist auf die Theorien und Ergebnisse dieser Disziplinen in konstitutiver Weise angewiesen – ein Verhältnis, welches bei den klassischen Einzelwissenschaften untereinander nicht besteht. Diese Einschätzung deckt sich gut mit den praktischen Erfahrungen des Wissenschaftsbetriebs: Es besteht kein Bedarf an einer Kommunikationswissenschaft, die einen Geltungsanspruch erhebt, der schon durch die traditionellen Einzeldisziplinen abgedeckt wird – und deren Reichweite ist erheblich. Andererseits muß die neue Disziplin Probleme von Einzelwissenschaften reformulieren und an die dort entwickelten Kommunikationstheorien anschließen können.

Drittens hat sich als eine Bedingung der Möglichkeit der Begründung eines eigenständigen kommunikationswissenschaftlichen Objekt-

14 Ferdinand de Saussure: Grundlagen der Allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin 1967, S. 127, § 4. Selbst wenn man de Saussures wissenschaftstheoretische Position in Bezug auf Zoologie und Astronomie nicht teilt, so bleibt dennoch die Tatsache unabweisbar, daß diese Disziplinen vom Alltagswissen ausgingen und mit Erfolg ausgehen konnten!

bereichs eine Theorie selbstreferentieller, mehr noch: selbstreflexiver Systeme herausgestellt. Nicht nur einzelwissenschaftliche Modelle, sondern auch spezifische Systemtheorien sind nach diesem Ansatz Voraussetzung der Kommunikationsforschung. Zur Entwicklung von Modellen selbstreferentieller Systeme sind „erst in jüngster Zeit aussichtsreiche Theoriegrundlagen entstanden“.¹⁵ Wendet man sich vom systemischen Paradigma ausgehend dem Problem der ‚Reflexion‘ zu, so stochert man komplett ‚mit einer Stange im Nebel‘. Weder liegen befriedigend ausgearbeitete Theorien selbstreferentieller Systeme noch Reflexionstheorien vor. Und auf dieser unsicheren Grundlage muß das theoretische Gebäude der Kommunikationswissenschaft errichtet werden. Ohne Identifizierung von ‚Systemen‘ keine kommunikativen Probleme, und keine Identifizierung von Systemen ohne Reflexion. Systeme sind zwar die elementaren Modellvorstellungen des Kommunikationsforschers, aber einerseits werden nur bestimmte Probleme selbstreferentieller Systembildung von diesem behandelt, und andererseits reduziert sich der Objektbereich der Kommunikationswissenschaft nicht auf die Probleme der Systembildung. Vielmehr ergeben sich, wie im vorigen Abschnitt gezeigt, ausgehend von den Problemen der Selbstrepräsentation und Selbstreflexion Folgeprobleme, deren Behandlung zur Annahme einer kommunikativen Welt nötigen.

Als ein viertes grundlegendes Problem für die Bestimmung eines kommunikationswissenschaftlichen Objektbereichs kristallisiert sich demnach die Tatsache heraus, daß Systemtheorien zwar eine notwendige, aber keinesfalls eine hinreichende Bedingung für die Formulierung des Problems der ‚Kommunikation‘ sind. Systeme repräsentieren nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Umweltsysteme, reflektieren die Beziehung zwischen den Selbstrepräsentationen und den repräsentierten Umweltsystemen, sehen sich selbst als Umweltsystem für andere Systeme, können letztlich ihre Identität nur bestimmen, indem sie sich zugleich als System und als Element einer Welt sehen und sich in dieselbe einordnen. Wenn Kommunikationstheorien sich mit den Gesetzmäßigkeiten der Ausbildung von Selbstmodellen von selbstreferentiellen und selbstreflexiven Systemen beschäftigen, dann kommen sie ohne Kon-

15 Niklas Luhmann: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Bd. 2: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Frankfurt/Main 1981, S. 29.

zepte von ‚Welt‘ nicht aus. Wenn die ‚Welt‘ nicht mehr als eine Metapher für ‚System‘ verwendet wird, dann reichen die systemtheoretischen Kategorien nicht zur Beschreibung der Strukturen der Welt aus. Die Welt ist eine Metapher für eine Abstraktionsebene, auf der die Relationen zwischen den Systemen, also zwischen ‚Metamodellen‘ behandelt werden. Wenn man sich die Systeme als ‚Gegenstände‘ mit verschiedenen Dimensionen vorstellt, dann kann man sich die ‚Welt‘ als einen Raum mit verschiedenen Parametern vorstellen. Theorien über die Welt explizieren diese Parameter.

Modelle verschiedener Einzelwissenschaften, Theorien selbstreferentieller und selbstreflexiver Systeme und Annahmen über die Parameter der ‚System‘-Welten sind demnach Objekte der Kommunikationsforschung. In welchem Rahmen sollen diese Objekte nun behandelt werden? Hier sind mehrere Positionen möglich. Zum einen kann man fordern, die Abstraktionsleistungen einzelwissenschaftlicher Theorien so zu steigern, daß sie sich zu ihren eigenen ‚klassischen‘ Modellen und Theorien reflexiv verhalten können. Man kann die Objekte ‚interdisziplinär‘ oder im Rahmen von ‚cross-disciplines‘ (Gordon)¹⁶ behandeln. Und man kann schließlich eine eigenständige Disziplin, eine Kommunikationswissenschaft oder ‚Kommunikatologie‘ (Flusser)¹⁷ anstreben. Dies scheint mir letztlich die aussichtsreichste Perspektive zu sein. Die theoretische Welt dieser Disziplin, die kommunikative Welt, steht in einer Metaposition zu den physikalischen Welten der Physik, der sozialen Welt der Soziologie, der Flora und Fauna der Biologie, den Zeichenwelten der Linguistik, den psychischen Welten der Psychologie u. a. Faktisch haben sich in den letzten Jahren eine Reihe von Metadisziplinen gebildet, die sich zu den theoretischen Welten der genannten Basisdisziplinen selektiv verhalten. Die theoretischen Welten der Ökologie, Kybernetik, der betriebswirtschaftlichen Systemanalyse, der Informatik, vieler Zweige der Ethologie, der Synergetik u. v. a. m. bestehen durchweg aus Systemen. Allgemein gesprochen sind die Gegenstände dieser Disziplinen Probleme, die mit der Systembildung und Systemrelationierung zusam-

16 Gordon: Aristotle, S. VII.

17 Vilém Flusser: Schriften. 5 Bände. Hrsg. Stefan Bollmann/Edith Flusser. Mannheim 1995.

menhängen. Nach Haken ist beispielsweise die ‚Aufgabe der Synergetik‘, „die Gesetzmäßigkeiten herauszufinden, die der Selbstorganisation von Systemen in den verschiedensten Wissenschaftsbereichen zugrunde liegen“. Sie nimmt also eine Metaposition zu den Einzelwissenschaften ein: Ihr Gegenstand sind einzelwissenschaftliche Erkenntnisse, die aber als Systeme reformuliert werden: „Die Synergetik erstreckt sich auf ganz verschiedene Disziplinen, wie etwa die Physik, Chemie, Biologie, aber eben auch Soziologie und Ökonomie.“¹⁸

Zu diesen neuen ‚Metadisziplinen‘ stünde die Kommunikationswissenschaft, wenn sie sich dann herausgebildet hat, in einer Juxtaposition. Sie unterscheidet sich von diesen Disziplinen vor allem dadurch, daß sie andere Probleme der Systembildung fokussiert. Während etwa die Ökologie vorrangig die Differenzierungsdimension von Systemen bearbeitet, an den verschiedenen Aspekten der System-Umwelt Beziehung, den verträglichen Umweltsystemen, positiven, ‚verträglichen‘ und ‚destruktiven‘ Umwelteinflüssen interessiert ist, beschäftigt sich die Kommunikationswissenschaft mit den Problemen der Selbstrepräsentation der Systeme, der Reflexion der Selbstrepräsentation und der Reflexion der Stellung der Systeme in der kommunikativen Welt. Negativ ausgedrückt bedeutet dies, daß der Gegenstand der Kommunikationswissenschaft, ‚Kommunikation‘, nicht mit den vorhandenen einzelwissenschaftlichen Kommunikationstheorien übereinfällt. Kommunikation ist nicht

- eine besondere Form von sozialer oder sozialpsychologischer Interaktion, auch keine Interaktion zwischen psychischen und sozialen Systemen;¹⁹
- eine besondere Form von Handeln oder Kooperation, z. B. symbolischem oder sprachlichem Handeln;²⁰
- eine Generierung, Transformation oder der ‚Gebrauch von sprachlichen Zeichensystemen‘;²¹

18 Hermann Haken: Erfolgsgeheimnisse der Natur. Stuttgart 1981, S. 21.

19 Charles H. Cooley: Social Organisation. New York 1909, S. 61 ff. Watzlawick et al.: Menschliche Kommunikation. Jay Haley: Gemeinsamer Nenner Interaktion. Strategien der Psychotherapie. München 1978.

20 George H. Mead: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt/Main 1978.

21 So z. B. Dieter Wunderlich: Studien zur Sprechaktheorie. Frankfurt/Main 1976, S. 13: „Kommunikation heißt: Gebrauch von Sprache oder verschiedenen vorsprach-

- eine Vergegenständlichung oder Realisierung kognitiver (psychischer) Intentionen, Muster oder ähnliches,²² um hier nur die bekanntesten einzelwissenschaftlichen Kommunikationskonzepte anzuführen.

1.3 Methodologische Probleme einer Kommunikationswissenschaft und die Notwendigkeit selbstreferentieller Methodologie

Für die Etablierung einer Kommunikationswissenschaft sind nicht nur gebietsbestimmende Theorien, sondern auch eigenständige Methoden erforderlich. Die Methoden sollen kontrollierte empirische Forschung ermöglichen. Dies erfordert eine Beschäftigung mit Problemen der Datenerhebung, -speicherung und -analyse, der Überprüfung der Modelle und schließlich ihrer Rückvermittlung in die Praxis. *Die Spezifika der kommunikationswissenschaftlichen Methoden ergibt sich aus dem selbstreferentiellen Theorieaufbau: Die Theorien über den Objektbereich werden auch auf den Forschungsprozeß angewendet.* Kommunikationswissenschaftliche Kommunikationsforschung erforscht ‚Kommunikation‘ nicht nur mit irgendwelchen Methoden der traditionellen Disziplinen, sondern auch mit eigenen, kommunikativen Methoden. Kommunikation ist also nicht nur der Gegenstand der Forschung, sondern auch die Methode, mit der Daten erhoben, ausgewertet und rückgekoppelt werden. Die Entwicklung einer spezifischen kommunikativen Methodik und Methodologie steht noch ganz am Anfang.

Der Forscher behandelt sich als Teil der Welt, die er beschreibt. Die Grundfrage der Methodologie lautet dann: Als welches Element oder

lichen, mit Sprache assoziierten oder von Sprache abgeleiteten Zeichengebilden zur Verständigung.“ (Ähnlich auch S. 351) Es erübrigt sich für diese Auffassung, weitere Belege anzuführen, da nahezu alle Arbeiten, die sich – wie in der neuen Sprachwissenschaft üblich – auf das de Saussuresche ‚langue‘-Konzept stützen, in diese Richtung argumentieren.

22 Vgl. z. B. Aleksej Aleksejevic Leont´ev: Sprache, Sprechen, Sprechfähigkeit. Stuttgart 1971. Und ders.: Psycholinguistische Einheiten und die Erzeugung sprachlicher Äußerungen. Berlin (DDR) 1975. Daniel G. Bobrow/Allan Collins: Representation and Understanding. Studies in Cognitive Science. New York/San Francisco/London 1975. Dell Hymes: Soziolinguistik. Zur Ethnographie der Kommunikation. Frankfurt/Main 1979. Oder auch Jochen Rehbein: Komplexes Handeln. Stuttgart 1977.

Teil der kommunikativen Welt entwirft sich der Forscher? Geht es um die Erforschung von sozialer Kommunikation, so wird die Antwort sein: als ein bestimmter Typus eines organisierten Sozialsystems (oder eines Teils desselben), nämlich eines kommunikationswissenschaftlichen Forschungssystems.²³ Methodologie läßt sich unter dieser Prämisse als normativ gewendete Selbstbeschreibung und Selbstreflexion von kommunikationswissenschaftlichen Forschungssystemen definieren. Man kann auch so sagen: Die Vorstellungen über die kommunikationswissenschaftlichen Methoden sind das Ergebnis der Selbstbeschreibung der Forschungstätigkeit der Kommunikationswissenschaftler, die sich als organisierte Sozialsysteme und als Elemente der kommunikativen Welt verhalten, die also die für den kommunikationswissenschaftlichen Objektbereich konstitutiven Theorien auf sich selbst anwenden. Die Annahmen über die kommunikative Welt sind andererseits das Produkt der Reflexion dieser Selbstbeschreibung. Selbstreferentiell aufgebaute Wissenschaften müssen mit diesen zirkulären Zusammenhängen leben. Sicherlich ist es nicht sinnvoll, für alle Disziplinen einen selbstreferentiellen Theorieaufbau und selbstreferentielle Methoden zu fordern. Die Tendenz, die neueren ‚Metadisziplinen‘, Kybernetik, Ökologie, Synergetik usw., selbstreferentiell aufzubauen, ist allerdings kaum übersehbar.

Ausgangspunkt für Maturanas Reformulierung grundlegender Probleme der Biologie ist die Feststellung von ‚living systems‘ als autopoietische Systeme *und* von sich selbst als Forscher als ‚autopoietisches System‘. Wissenschaftliche Wahrnehmung ist von daher die Wahrnehmung von ‚living systems‘ im Sinne seiner Theorie, d. h. als ‚Selbstbeobachtung‘. Die Autopoiese des Forschers ist ein Fall von Autopoiese lebender Systeme überhaupt. Beide können mit den gleichen Grundkategorien beschrieben werden.²⁴ Bateson stellt seiner ‚Ökologie des Geistes‘ mehrere

23 Zu dieser Perspektive auf die Kommunikationswissenschaft als ‚soziales System‘ vgl. die Website www.kommunikative-welt.de, Theorie, Modul 01 ‚Objektbereich‘.

24 Die Erscheinungswelt autopoietischer Systeme erzeugt Beobachten und durch diese die Erscheinungswelt der Beschreibungen. Es gibt eine universale Logik für alle Phänomenbereiche. „Wäre dies nicht der Fall, hätten wir unsere Kennzeichnung lebender Systeme nicht durchführen können und auch nicht zeigen können, wie diese Systeme erzeugen, die der Selbstbeschreibung fähig sind.“ Humberto R. Maturana: Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Braunschweig 1982, S. 224.

„Metaloge“ voran. An ihnen soll gezeigt werden, wie aus der Reflexion der gesprächsweisen Reflexion über irgendetwas die Struktur sowohl des „etwas“ als auch des Gesprächs herausgeholt werden kann. Jantsch veranschaulicht das Problem soziokultureller Selbstreferenz – und damit auch des selbstreferentiellen Forschens – durch ein Zitat von Paul Valéry: „Ich bin in einer Welt, die in mir ist.“²⁵ Ganz explizit formuliert Haken für die Synergetik: „Die Synergetik gehört zu den wenigen Wissenschaftszweigen, deren Prinzipien auf sie selbst angewendet werden können.“²⁶ Am längsten praktiziert wird die selbstreferentielle Methode vermutlich in der psychoanalytischen Therapie, Ausbildung und Forschung. Die therapeutische Situation wird als homomorph jenen der Familie oder anderen sozialen Systemen angesehen, in die Patient oder Therapeut eingebaut waren. Der Grundaufbau der psychischen Apparate aller Beteiligten ist identisch. Eben deshalb kann das Unbewußte des Therapeuten zum Verständnis des Unbewußten des Patienten eingesetzt werden. Von „Widerständen“ kann beispielsweise nicht nur bei der Beschreibung des Patienten, sondern auch bei der Selbstbeschreibung des Therapeuten gesprochen werden. Die „Lehranalyse“, in der die Therapeuten ausgebildet werden, ist der Patientenanalyse homolog. Die wohl ausführlichste Ausarbeitung dieser Prinzipien zu einer sozialwissenschaftlichen, vorzugsweise ethnologischen Methodologie hat Devereux mit seinem Werk „Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften“²⁷ vorgelegt.

Wenn überhaupt irgendwo zu fordern ist, daß Theorien auf sich selbst anzuwenden, Methodologien und Theorien auseinander zu entwickeln sind, dann bei der Beschreibung von Kommunikation. *Eine Theorie über Kommunikation, die nicht zugleich auch in der wissenschaftlichen Kommunikation derjenigen angewendet wird, die sie entwickeln und bei ihren Analysen verwenden, ist von vornherein fragwürdig.* Sie gleicht einem Handbuch, deren Autoren gänzlich unbeeindruckt von ihrer eigenen Erfahrung Ratschläge offerieren, nicht ohne bei Gelegenheit zu betonen, daß sie sich selbst in ihrer einschlägigen Praxis nicht an den gemachten Ratschlägen orientieren. Für den Chemiker ist es möglicherweise in vielen Fällen sinnvoll, sich

nicht in allen Phasen des Forschungsprozesses als „chemisches System“ aufzufassen und damit die Theorien nicht nur auf seinen Gegenstand, sondern auch auf sich selbst anzuwenden, für den Kommunikationswissenschaftler sind kaum Situationen vorstellbar, in denen seine Forschungspraxis nicht als Kommunikationsprozeß zu betrachten und zu organisieren ist.

Selbstreferentielle Theorien haben gegenüber den klassischen Theorien und der etablierten Methodologie der empirischen Sozialforschung den Vorteil, sich selbst begründen zu können, indem sie auf sich angewendet werden. Man entwickelt – um den Vergleich noch einmal aufzunehmen – das Handbuch durch die Selbstbeschreibung der eigenen Praxis und richtet sich dann in der Praxis nach den Beschreibungen des Handbuchs. Ist die Praxis erfolgreich, so hat man nicht nur das angestrebte praktische Ziel erreicht, sondern auch eine Bestätigung für die Selbstbeschreibung. Hat man keinen Erfolg, so kann dies verschiedene Ursachen haben. In jedem Fall wird sich die Selbstbeschreibung, sei es als Folge der Änderung der Praxis oder der Reflexion über die Praxis, ändern. Dieses Verfahren der Selbstbeschreibung und des Ausprobierens der Kategorien an sich selbst läßt sich prinzipiell unendlich fortsetzen. Praktisch wird es dann abgebrochen, wenn eine Selbstbeschreibung erstellt ist, mit der sich die eigene Tätigkeit kontrollieren und darstellen läßt.

Dieser Zwang zur „Selbstüberprüfung“ ist ein hartes Falsifikationskriterium, vermutlich „härter“ als alle Forderungen nach intersubjektiver Überprüfbarkeit. Jedenfalls ist die in der Praxis zumeist ohnehin selten zu erfüllende Forderung nach einem Heer unabhängiger Überprüfer und Überprüfungskriterien zumindest dann eine Vergeudung knapper Ressourcen, wenn sich die Modelle durch ihre Anwendung auf sich selbst überprüfen oder zumindest vorprüfen lassen. Die Flut der Modelle und Theorien reduziert sich in dieser selbstreferentiellen Konzeption zunächst selbst und ist danach noch offen für Fremdreduktionen. In wissenschaftlichen Forschungssystemen folgt dann ein Schritt, der in der Selbstreflexion anderer Arten von sozialen Systemen nicht üblich ist: Die Selbstbeschreibung wird mit Hilfe besonderer, zumeist schriftsprachlicher, symbolischer Medien dargestellt und noch einmal erneut unter Verwendung besonderer Relevanzkriterien wie jenes der Wider-

25 Erich Jantsch: Die Selbstorganisation des Universums. München 1984, S. 221.

26 Haken: Erfolgsgeheimnisse der Natur, S. 231.

27 Georges Devereux: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt/Main 1984.

spruchsfreiheit, der Einfachheit, der Explizitheit usw. reflektiert. Diese Notwendigkeit hängt mit den Anforderungen zusammen, die für die Teilsysteme des Wissenschaftssystems gestellt werden, um Anschlußselektivität sicherzustellen. Liegt das ausformulierte Selbstmodell vor, wird es in einem Akt der reflexiven Selbstsimplifikation von dem System zur ‚richtigen‘ Beschreibung seiner selbst erklärt. Der Sinn dieser Kodifikation der Struktur des Forschungssystems ist es, Reproduzierbarkeit, ‚Arterhaltung‘ und damit auch intersubjektive oder besser: intersystemische Überprüfbarkeit sicherzustellen. Die kodifizierten Modelle erhalten die Funktion eines Vorschlags für die Organisation von anderen Forschungssystemen. Diese können die Selbstbeschreibung als Programme für den eigenen Strukturaufbau benutzen. Geschieht dies, so entstehen gleichartige Forschungssysteme und auch gleichartige Selbstbeschreibung eben dieser Forschungssysteme. Erst von diesem Zeitpunkt an besteht die Möglichkeit eines Vergleichs zwischen den verschiedenen, mit den gleichen Kategorien durchgeführten Beschreibungen. Organisation und Normsetzung ermöglichen es, zwischen richtigen, normgerechten und falschen Beschreibungen zu unterscheiden. Der Unterschied zwischen Selbst- und Fremdbeschreibung ist in diesem Zusammenhang übrigens nicht erheblich: Das Forschungssystem kann die zu untersuchenden sozialen, psychischen oder biogenen Systeme sowohl als Element oder Teilsystem des Forschungssystems oder auch als Umweltsystem betrachten und behandeln und diese Relation auch verändern.

Aus dieser Perspektive erweisen sich zumindest einzelne Prinzipien der ‚Logik der Forschung‘ als ein später, voraussetzungsvoller Sonderfall selbstreferentieller Methodologie. Die Bedingung der Möglichkeit intersubjektiver Überprüfung und Falsifikation sowohl von Selbst- als auch von Fremdbeschreibungen ist vorab die systemische Organisation des Forschungsprozesses nach bestimmten Programmen. Eine wissenschaftstheoretisch mindestens ebenso wichtige Folge der organisierten Reproduktion von Forschungssystemen ist die Konstitution einer Differenz zwischen *genus* und *species* oder zwischen Art und individuellem Exemplar. Da die kodifizierten Selbstmodelle eine hochselektive reflexive Simplifikation der Systemstrukturen eines Exemplars sind, bieten sie nur einen unvollkommenen, eben selektiven Orientierungsrahmen. Benutzen andere Sozialsysteme die Programme zur Steuerung ihrer Au-

tokatalyse, so werden die anvisierten Strukturen nur mehr oder weniger identisch reproduziert. Es kommt zu Abweichungen von der Norm, zu ‚Schwankungen um einen Sollwert‘, und diese können sich dann auch in der Selbstbeschreibung widerspiegeln. Das Ergebnis ist jedenfalls eine Differenzierung oder Graduierung der Identitätsbestimmung der Systeme: Einerseits betrachten sie sich als Vertreter einer bestimmten Art – z. B. eben kommunikationswissenschaftlicher Forschungssysteme – andererseits sind sie, sofern sie die Betonung auf das Differenzieren legen, individuelle Exemplare.²⁸

Forschungssysteme gehen, weil sie nicht nur selbstreferentiell, sondern selbstreflexiv konstruiert sind, von vornherein davon aus, daß solche Abweichungen von den Sollwerten normal sind und immer wieder auftreten. Man könnte auch sagen, daß eine selbstreferentielle Methodologie grundsätzlich von den Grenzen der Methode ausgeht. Orientierungen an irgendwelchen methodologischen Regeln lassen sich nur begrenzt durchhalten, und dieser Umstand muß selbst schon in die Methodologie aufgenommen werden. Erst dieser Ansatz ermöglicht es dann, Abweichungen nicht nur als destruktiv, sondern als konstruktiv zu behandeln. In den kommunikationswissenschaftlichen Forschungsprozeß sind deshalb Sicherungen eingebaut, die es ermöglichen, Abweichungen zu erkennen. Wohlgedenkt: Die Abweichungen lassen sich nicht verhindern, aber sie können in einer bestimmten Auswertungsphase des Forschungsprozesses – bevor es zu einer intersystemischen Überprüfung irgendwelcher Aussagen kommt – selbstreflexiv in Rechnung gestellt werden.

Eine weitere Besonderheit selbstreferentieller Methodologie ist ihre *Zirkularität*. Weder läßt sich die in der analytischen Wissenschaftstradition geforderte strikte Trennung zwischen dem Forscher und seinen Gegenständen aufrechterhalten, noch lassen sich die Forschungsgegenstände selbst so auseinanderdividieren, daß sie ‚unabhängig‘ untersucht und ‚linear‘ angeordnet werden können. Der Forscher und seine Tätigkeit

28 In anderen theoretischen Zusammenhängen spricht man von ‚Spielräumen der Autokatalyse gesättigter Systemkulturen‘, von ‚Schwankung von Sollwerten‘ oder von ‚Fließgleichgewicht‘, um die Differenzen zwischen dem idealen Charakter der Norm und den konkreten Realisierungen auszudrücken. Wesentlich ist hier, daß selbstreferentielle Systemtheorien – auf welcher Ebene auch immer – zwischen Modell und Realisierung, Art und Individuum o. ä. unterscheiden müssen.

werden selbst zum Gegenstand - und eben dieser Vorgang verhindert die Formulierung ‚unabhängiger‘ Kriterien. Man wird einem solchen Theorieaufbau immer vorwerfen können, er sei ‚unendlich‘: Beschreibungen, Selbstbeschreibungen, Reflexionen der Selbstbeschreibungen, Reflexionen der Reflexion der Selbstbeschreibung lassen sich theoretisch unendlich fortsetzen. Selbstreferentielle Theorien können diesem Problem nicht ausweichen. Sie behandeln es als ein prinzipielles und permanentes Problem der Systembildung, und indem sie dies tun, wird das Problem beschreibbar. Es stellt sich dann die empirische Frage: Wie kommt es zur Beendigung der sozialen Prozesse? Auf diese Frage wird es viele Antworten geben. Als Abbruchkriterien für die kommunikationswissenschaftlichen Beschreibungen läßt sich formulieren: Die Modelle müssen zur Selbstbeschreibung der eigenen Forschungspraxis dienen. Sie müssen die Autokatalyse anderer Forschungssysteme ermöglichen. Andere Modelle müßten sich durch bessere Beschreibungsleistung der Systemstrukturen ausweisen. Diese Formulierung weist zugleich auf die Relativität der Geltung der wissenschaftlichen Aussagen hin: Prinzipiell lassen sich alle Beschreibungen noch genauer anfertigen, andere Abbruchkriterien und andere ‚Anfänge‘ finden. Die Tatsache, daß in Rechnung gestellt wird, daß Normsetzung und Abbruchkriterien willkürlich gewählt werden, ändert nichts an der Willkür der Normsetzung. Sie hebt aber ins Bewußtsein, daß das Ergebnis der Anwendung der Norm nicht zu einer abstrakten Wahrheit führt, sondern nur zu genormten Produkten. ‚Richtige‘ Ergebnisse sind solche, die mit den (Selbst-)Modellen übereinstimmen.

Auch für die Darstellung der Theorie ergeben sich aus dieser zirkulären Struktur Schwierigkeiten: Nicht nur das Ende, sondern auch der Anfang und der Aufbau der Theoriebeschreibung ist aufgrund der zirkulären Struktur nahezu beliebig. Ganz gleich etwa, ob man mit der Selbstbeschreibung eines Forschungsprozesses, der Reflexion der Selbstbeschreibung oder mit den theoretischen Voraussetzungen ansetzt, immer wird man durch die Logik des Theorieaufbaus gezwungen, die nicht explizierten Stationen vorauszusetzen – und erst später zu ihrer Erläuterung fortzuschreiten. Beginnt man mit der Darstellung der Systeme, so setzt man Vorstellungen über die Welt voraus, beginnt man mit der Welt, so setzt man Vorstellungen über die Systeme als ihre Elemente voraus,

beginnt man mit der Methodologie, so setzt man die Theorie voraus, und die Theorie erweist sich im nachhinein auch als Methodologie. Diese Zusammenhänge erleichtern dem Leser natürlich nicht gerade das Verständnis der Darstellung – zumal dann nicht, wenn er einen ‚linearen‘ Aufbau des Gebäudes erwartet.

Ein drittes grundlegendes Problem selbstreferentieller Methodologie ergibt sich aus den Beziehungen zwischen der Systemtheorie und den Annahmen über die kommunikative Welt. Jedes Forschungsprojekt, das sich als Forschungssystem entwirft, ist Teil der kommunikativen Welt. Es konstruiert seine Umwelt, die Forschungsgegenstände oder Institutionen, mit denen es zusammenarbeitet, ebenfalls als Teil der kommunikativen Welt. Auch die erarbeiteten Selbst- und Fremdmodelle, die im Laufe der Zeit durch mehrere Forschungssysteme geschaffen wurden, gehören zu dieser theoretischen Welt. Selbstreflexive Systeme kommen nicht umhin, sich sowohl Vorstellungen über sich selbst als auch über ihre Umwelt und ihre Einbettung in dieselbe zu machen. Durch diese kommunikative Leistung bilden sich autokatalytisch viele Klassifikationen von Umwelt. Diese Tatsache wird von den Systemen selbst wiederum in Rechnung gestellt. Eben deshalb können sich die Systeme nicht nur schlicht als ‚Systeme‘ entwerfen, sondern sie typisieren sich als Elemente einer Welt, die zu anderen Elementen Beziehungen unterhalten. Die Vorstellungen über die Lokalisierung in der Welt sind Teil ihrer Selbstbeschreibung. Alle diese Klassifikationen erfolgen relativ zum eigenen Standpunkt, und andererseits hängen die Entwürfe über die Umwelt von diesen Selbstbeschreibungen ab. Es zeigt sich hier, daß bei konsequenter Anwendung der Theorie selbstreflexiver Systeme eine theoretische Welt geschaffen wird, die für die Systeme überkomplex wird.²⁹ Jedes Forschungssystem entpuppt sich als Element derjenigen Welt, die es ordnen will.

Für dieses erkenntnistheoretische Problem gibt es gewiß viele Formulierungsmöglichkeiten. In Anschluß an Whitehead und Russel kann man sagen, daß die Klasse von einem höheren logischen Typus ist als deren Elemente. Aussagen über die Struktur der Klasse – in diesem

²⁹ Die Feststellung, daß die konsequente Anwendung der Systemtheorie zu Aussagen führt, die im Rahmen dieser Theorie nicht mehr zu begründen sind, ist nach Gödels Untersuchungen zu den ‚Principia Mathematica‘ nicht verwunderlich.

Fall also über die Gliederung der kommunikativen Welt als einer Ansammlung von Systemen – liegen auf einer anderen logischen Ebene als die Aussagen über die Elemente, eben die Strukturen der Systeme. Aus der Beschreibung der Elemente ist nicht auf die Ordnungsstruktur der Welt zu schließen. Wesentlich ist nun, daß der in der analytischen Wissenschaftstradition nahegelegte Ausweg aus diesem Dilemma in dem selbstreferentiellen Paradigma nicht gangbar ist. In jener Tradition wäre es üblich, aus der kommunikativen Welt herauszutreten, einen Oberbegriff oder eine Supertheorie zu konstruieren, in werden können. Unbefriedigend bleibt bei diesem Ansatz, daß er für das Dilemma keine Lösung bringt, sondern es nur immer wieder, allerdings auf neuer Stufe, reproduziert: Der Standpunkt außerhalb der kommunikativen Welt ist natürlich auch wieder ein Standpunkt innerhalb einer anderen theoretischen Welt, und dieser Standpunkt kann nur bestimmt werden, indem Annahmen über die Strukturen der neuen Welt gemacht werden. Diese Annahmen nötigen dann aber wieder zum Übertritt in eine höhere logische Welt u. s. f. Läßt man sich auf diesen Mechanismus der Einziehung theoretischer Welten und einer entsprechenden Indexikalisierung der Aussagen ein, so führt dies zwar zweifellos zu einer enormen analytischen Differenzierung der Aussagen, andererseits wird aber der selbstreferentielle Bezug aufgelöst. Die Kategorien können nicht mehr an sich selbst ausprobiert werden. Jede logische Welt hat ihre eigenen Kategorien, Überprüfung ist nur aus der Perspektive der Metawelten, also unter Anwendung ‚fremder‘ Kategorien möglich. Dieses Dilemma ist übrigens auch durch Rückgriff auf die alltäglichen Erfahrungen zu veranschaulichen: Will man sich vergewissern, daß ein Gesprächspartner irgendeine Äußerung so verstanden hat wie man selbst, so kann man diese Äußerung in einem Metadialog thematisieren. Der Metadialog verwendet andere Kategorien als der Dialog und es gibt keine Gewißheit, daß ein reziprokes Verständnis der Kategorien des Metadialogs vorhanden ist. Auch der naheliegende Rückgriff auf einen Meta-Metadialog löst das Dilemma nur für einen Augenblick, um es dann auf einer neuen Stufe zu reproduzieren.

Selbstreferentielle Methodologie besteht darauf, daß alle Aussagen über die Welt von einem Standpunkt innerhalb der Welt gemacht werden. Welt erscheint von daher zunächst immer nur als Umwelt eines be-

stimmten Elements dieser Welt. Soll Welt als Welt und nicht mehr nur als Umwelt aufgefaßt werden, so wird sie zu einer Metapher für die reflexive Behandlung von Umwelten. Die kommunikative Welt erscheint dann als Modellierung von Umwelten kommunikationswissenschaftlicher Forschungssysteme nach bestimmten Prinzipien (Parametern). Diese Modellierung ist selektiv, sie dient der Reduktion der Umweltkomplexität. Solche Simplifizierungen sind bei selbstreflexiven Systemen generell unvermeidlich. Ihre Normierung hat den Vorteil, daß es dadurch anderen Forschungssystemen möglich wird, die Umweltkomplexität in ähnlicher Weise (reflexiv) zu reduzieren. So gesehen haben die Annahmen über die kommunikative Welt einen ähnlichen Status und eine ähnliche Funktion wie die normativen Beschreibungen des Forschungssystems: Zugleich sind sie genetisch gesehen das Produkt empirischer Untersuchungen.

Mit dem Entwurf von Gliederungsprinzipien für eine kommunikative Welt ist die System-Welt-Problematik noch keineswegs ausgeschöpft. Dem selbstreferentiellen Grundzug der Theorie folgend muß das Weltkonzept auch auf die Methodologie und ihre Darstellung in dieser Arbeit angewendet werden. Die Anwendbarkeit ist zugleich wieder ein Kriterium für die Brauchbarkeit der postulierten Gliederung. Wie im nächsten Kapitel bei der Darstellung der Parameter der kommunikativen Welt im einzelnen ausgeführt wird, sind beispielsweise drei Typen sozialer Systeme als Elemente dieser Welt zu unterscheiden: einfache und organisierte Sozialsysteme und Gesellschaften. Die kommunikationswissenschaftlichen Forschungssysteme wenden diese Gliederung auf sich selbst an und identifizieren sich als organisierte Sozialsysteme – nicht als Gesellschaften oder als einfache Sozialsysteme und auch nicht als psychische Systeme.³⁰ Andere Forschungssysteme mit anderen Methodologien werden sich anders lokalisieren und entsprechend auch wieder andere Umwelten und Weltkonzepte entwerfen. In diesem Theorieaufbau begründet sich die Relativität der Gliederung der kommunikativen Welt von selbst. Sie erscheint als das Produkt eines bestimmten Systemtyps, der

³⁰ Systemisch gesehen ist diese Identifizierung ein Akt einer Spezifizierung einer zuvor vorgenommenen Generalisierung, eine Respezifikation. Wie andernorts gezeigt wird, kann sich der Forscher auch als psychisches System typisieren, welches auf das soziale Forschungssystem in bestimmter Weise als Umwelt einwirkt. Dies geschieht z. B. bei der Entstehung affektiver Daten.

auf einer bestimmten Ebene angesiedelt ist und in einer bestimmten historischen Tradition steht. Ein Vorzug dieses Herangehens ist es, andere Methodologien untereinander vergleichbar zu machen, indem man sie in der kommunikativen Welt lokalisiert. Beispielsweise läßt sich zeigen, daß in der ethnomethodologischen Tradition Forschungssysteme als einfache und nicht als organisierte Sozialsysteme entwickelt und beschrieben werden. Da einfache Sozialsysteme keine ausbuchstabierte Programme haben, nach denen sie sich aufbauen, gibt es in dieser Schule auch keine Methodologie. Damit hängen eine ganze Reihe von Eigentümlichkeiten dieses Ansatzes zusammen: die Schwierigkeit intersystemischer Überprüfung der Aussagen, die Betonung handwerklicher, d. h. nicht ausbuchstabierbarer Fertigkeiten, die Schwierigkeit, überhaupt Grenzen des Forschungssystems gegenüber anderen Systemen (dem Alltag) aufrechtzuerhalten u. v. a. m.

Auch die Methoden der kommunikativen Sozialforschung, der Aktionsforschung, des narrativen oder standardisierten Interviews, der teilnehmenden Beobachtung oder des Gruppendiskussionsverfahrens lassen sich daraufhin befragen, ob und, wenn ja, wie sie sozial systematisiert und lokalisiert werden. Interviews können sich beispielsweise als einfache oder als organisierte (standardisierte) Sozialsysteme betrachten. Der Interviewpartner kann als Umwelt von Personalsystemen (Interviewer) aufgefaßt werden oder aber eben als Teil eines Sozialsystems. Sowohl in der Aktionsforschung als auch bei der teilnehmenden Beobachtung wird immer wieder das Problem auftauchen, die Identität des eigenen Forschungssystems gegenüber den zu beforschenden Systemen zu behaupten. Solche Grenzziehungsprobleme lassen sich mit dem hier vorgestellten Konzept natürlich nicht ausräumen, aber sie lassen sich beschreiben.

Um dem Anspruch der Selbstreferenz zu genügen, muß der Forschungsprozeß mit den gleichen Kategorien beschrieben werden können wie die Untersuchungsgegenstände: als System. Er wird damit zu einem Element in der kommunikativen Welt. Zugleich muß das Forschungssystem die Möglichkeit haben, sich von seiner Umwelt abzugrenzen. Es gewinnt seine Identität und Spezifik als ein organisiertes selbstreflexives Sozialsystem mit einer bestimmten Struktur und Stellung in der kommunikativen Welt. Nur wenn es diese Identität aufrechterhält

– gegenüber beforschten Systemen oder den psychischen Systemen der beteiligten Forscher – ist Selbstreproduktion und die Reproduzierbarkeit von Beschreibungen gesichert. Die Möglichkeiten von Forschungssystemen, auf Umweltsysteme Einfluß zu nehmen, sind vielfältig: Sie können sich als Teilsysteme in Umweltsystemen, z. B. Schulen, Krankenhäuser, therapeutische Institutionen einbauen und auf die Organisation und Selbstbeschreibung dieser Institutionen Einfluß nehmen. Umgekehrt können Professionals aus den verschiedensten Berufen als Elemente in die Forschungssysteme integriert werden. Dies geschieht beispielsweise, wenn Ärzte neben ihrer praktischen beruflichen Arbeit in Forschungsprojekten mitarbeiten, die sich als kommunikationswissenschaftliche Forschungssysteme beschreiben. Die in dem Projekt gewonnenen Kategorien können dann in die berufliche Praxis integriert werden. Schließlich stellen die Forschungssysteme Modelle bereit, die von den beforschten Systemen als Programme für die Selbstorganisation übernommen werden können. Voraussetzung hierfür ist, daß sich die beforschten ‚Systeme‘ tatsächlich alternativ sehen und in die kommunikative Welt einordnen. Diese Leistung berührt das Problem des Verhältnisses zwischen den verschiedenen alltäglichen und/oder theoretischen Welten.

1.4 Aufklärung und Emergenz, das Verhältnis zwischen der kommunikativen Welt und anderen Welten

Die kommunikative Welt ist der Objektbereich der Kommunikationswissenschaft. Nur in ihr bewegt sich der Kommunikationswissenschaftler bei seinen Untersuchungen. Daneben gibt es viele andere synthetische Welten, die Zeichenwelt der Linguistik, die soziale Welt der Soziologie, die physikalische Welt der Physik, religiöse Welten, die Welten der Juristen und Mediziner u. v. a. m. Die Grundbausteine aller dieser Welten sind Modelle, Zeichen, ‚soziale Handlungen‘, ‚Atome‘, Glaubensgewißheiten, juristische Tatbestände, Gesundheit und Krankheit usw. Schließlich gibt es eine Modellwelt, die von den meisten anderen Welten besonders prämiert wird und die sich auch selbst eine Sonderstellung zuschreibt: die alltägliche Wirklichkeit. Sie baut sich aus vielen Alltagserwartungen oder Normalitätsvorstellungen auf. Ihre besondere Stellung

wird damit begründet, daß ‚jedermann‘ Teil dieser Welt sein kann und an ihrer Konstruktion immer wieder teilhaben muß. Die Modellierungen dieser ausgezeichneten Welt erfolgen in der Umgangssprache von einem alltäglichen Standpunkt und mit einer alltäglichen Perspektive.

Über die Gliederung der alltäglichen Welt gibt es verschiedene Theorien. Großen Einfluß gewonnen hat in der Bundesrepublik die Konzeption der ‚sozialen Konstruktion der Wirklichkeit‘, die Berger und Luckmann im Anschluß an phänomenologische und wissenssoziologische Studien von Husserl und Schütz entwickelt haben.³¹ Ziel ihrer Forschung ist es, „jedermanns Interpretationen der Wirklichkeit“ zu beschreiben.³² Sie gehen dabei davon aus, daß „alles menschliche Tun der Gewöhnung unterworfen ist. Jede Handlung, die man häufig wiederholt, verfestigt sich zu einem Modell, welches unter Einsparung von Kraft reproduziert werden kann und dabei vom Handelnden (in freilich unterschiedlichen Graden der Bewußtheit) als Modell aufgefaßt wird.“³³

Solche Modelle oder ‚Typisierungen‘ werden nicht nur von instrumentellen oder sozialen Handlungen wie etwa ‚Begrüßungen‘, ‚Auskunft erteilen‘ und ähnliches, sondern auch von Wahrnehmungen von Personen, Beziehungskonstellationen usw. vorgenommen. Die Autoren schlußfolgern, daß innerhalb von Gruppen von Menschen und größeren sozialen Gemeinschaften ähnliche Modellierungen und insofern ‚soziale‘ Konstruktionen der Wirklichkeit geschaffen werden, um die gemein-

31 Peter L. Berger/Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/Main 1970. Vgl. zur Einführung Schütz: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt/Main 1974, S. 313 f. Ders.: Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis. Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag 1971, S. 3-54. Ders.: Die soziale Welt und die Theorie der sozialen Handlung. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag 1972, S. 3-21. Ders.: Das Problem der Rationalität. Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2. Den Haag 1972, S. 22-50. Ders.: Don Quichote und das Problem der Realität. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2. Den Haag 1972, S. 102-128. Ders.: Die Gleichheit und die Sinnstruktur der sozialen Welt. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2 Den Haag 1972, S. 203-256. Ders.: Tiresias oder unser Wissen von zukünftigen Ereignissen. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2. Den Haag 1972, S. 259-278.

32 Berger/Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, S. 23.

33 Ebd., S. 56.

samen und privaten Bedürfnisse zu befriedigen. Nur wenn verschiedene Personen (‚jedermann‘) die sozialen Prozesse für die jeweils anstehenden Zwecke hinreichend ähnlich sequenzieren und typisieren, scheint ihnen ein wechselseitiges, ‚reziprokes‘ Identifizieren der alltäglichen Welt und abgestimmtes Handeln in der uns geläufigen Selbstverständlichkeit – aber auch Konflikthaftigkeit – denkbar. Die Typisierungen dienen als ein Raster oder ‚Relevanzsystem‘, um die Orientierung in der sozialen Wirklichkeit zu ermöglichen. Sie werden mit ‚umgangssprachlichen‘ Ausdrücken benannt, die in den verschiedenen Situationen immer wieder als Zeichen für ähnliche Modelle verwendet werden können. ‚Einkaufen‘ und ‚Geschäft‘, ‚Erzählen‘ und ‚Institution‘ erscheinen in dieser Konzeption als alltägliche Bezeichnungen für alltägliche Wirklichkeitsmodelle. Insbesondere in der ethnomethodologischen Schule wird dabei immer wieder auf die ‚essentielle Vagheit der umgangssprachlichen Ausdrücke‘ hingewiesen.³⁴ Diese Vagheit ist letztlich Ausdruck dafür, daß für den praktisch handelnden ‚Alltagsmenschen‘ keine Notwendigkeit und wohl auch keine Möglichkeit besteht, seine Vorstellungen (Typisierungen) zu problematisieren und auszubuchstabieren. Sie sind handlungsleitend, ohne selbst zu Objekten der Aufmerksamkeit zu werden.³⁵

Im Gegensatz zu diesen praktischen alltäglichen Typisierungen setzen die theoretischen Konstruktionen Formen der Erfahrungsgewinnung, -aufbereitung und -darstellung voraus, die sich beständig selbst thematisieren. Es werden besondere Anforderungen an die intersubjektive Überprüfbarkeit (Falsifikation) der Aussagen gestellt und darüber

34 Harold Garfinkel: Studies in the Routine Ground of Everyday Activities. In: Ders.: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs 1967, S. 202. Aaron V. Cicourel: Basisregeln und normative Regeln im Prozeß des Aushandelns von Status und Rolle. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1. Reinbek 1973, S. 177. Vgl. auch Alfred Schütz: Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1. Den Haag 1971, S. 15 f. Ders.: Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1. Den Haag 1971, S. 402 f.

35 Dies trifft zumindest auf die wesentlichen Bereiche des Alltagswissens von Schütz zu – zunächst ‚Kochbuchwissen‘ genannt (Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt, S. 3) – und später als ‚Routinen‘ weiter differenziert (Alfred Schütz/Thomas Luckmann: Strukturen der Lebenswelt. Neuwied/Darmstadt 1975, S. 118 ff.).

hinaus der Versuch unternommen, sie zu einem widerspruchsfreien Gebäude von Modellen zusammensetzen.³⁶ Um diesen Anforderungen zu genügen, werden verschiedene, die Selbstreflexivität provozierende methodische Vorkehrungen, wie beispielsweise die Forderung nach Ausbuchstabierung des Relevanzsystems bei der Datenverarbeitung oder die nach Einhaltung bestimmter Darstellungsprinzipien, getroffen.³⁷ Zwischen dem Alltagswissen und dem theoretischen Wissen siedeln Berger und Luckmann noch eine weitere ‚Welt‘ an, das sogenannte professionelle ‚Sonderwissen‘. Es ist nicht aus beiläufigen Habitualisierungsprozessen hervorgegangen, sondern ihre intersubjektive Gültigkeit beruht zumindest zum Teil auf expliziten Abmachungen, bewußten Thematisierungen und Reflexionen. Professionelles Wissen wird zu einem wesentlichen Teil in problematischen Instruktionssituationen – z. B. in Ausbildungsinstitutionen – angeeignet.³⁸ Die Konzeptionen von Berger und Luckmann über die alltägliche Wirklichkeit und ihr Verhältnis zu den theoretischen professionellen Welten scheinen in einem gewissen Umfang zu einem Bestandteil von ‚jedermanns‘ Interpretationen der Wirklichkeit geworden zu sein. Jedenfalls wird auf sie in vielen pragmatischen, ethnomethodologischen oder gesprächsanalytischen Untersuchungen als selbstverständliches (Alltags-)Wissen zurückgegriffen.

‚Jedermann‘ kann sowohl einen Standpunkt innerhalb der ausgezeichneten Welt des Alltags als auch in einer anderen Modellwelt einnehmen. Für die anderen Welten gibt es allerdings spezielle Eintrittsbedingungen, für die kommunikative Welt ist dies die Selbsttypisierung als (For-

schungs-)System. Ein Wechsel zwischen den verschiedenen Welten findet häufig statt, für den Forscher ist er bei jeglicher empirischer Arbeit gänzlich unvermeidlich. Vom Standpunkt innerhalb der kommunikativen Welt erscheint der Alltag als Umwelt – nicht des Forschungssystems, sondern der kommunikativen Welt als Welt. Umwelt des Forschungssystems können wieder nur Systeme sein. Dies ergibt sich letztlich aus der Definition von Kommunikation als Oberbegriff für verschiedene Probleme, die bei der Bildung von bestimmten, eben systemischen Modellen auftauchen, ‚emergieren‘. Die Beziehung zwischen dem Alltag oder anderen Modellwelten und der kommunikativen Welt kann deshalb auch nicht mit den gleichen Kategorien beschrieben werden wie die Beziehung zwischen dem System und Umweltsystemen. Jede Welt ist für jede andere Welt als Welt überhaupt nicht zu erfassen. Lediglich Elemente, Phänomene oder Modelle können sich von einer Welt in die andere transformieren oder transformiert werden.

Auch bei der Beschreibung der Beziehung zwischen den Welten wird die Grundregel des selbstreferentiellen Theorieaufbaus berücksichtigt: Diese Beziehung kann nicht von einem neutralen dritten Standpunkt, sondern nur aus der Perspektive eines Elements der einen oder der anderen synthetischen Welt beschrieben werden. Das Verhältnis zwischen der kommunikativen Welt und dem Alltag läßt sich also nur entweder vom alltäglichen Standpunkt oder vom Standpunkt des Kommunikationswissenschaftlers aus beschreiben. Das gleiche gilt für die Beziehung zwischen dem Soziologen als Teil der sozialen Welt und dem Kommunikationsforscher. Für den Kommunikationswissenschaftler als Teil der kommunikativen Welt sind die alltäglichen Ereignisse einschließlich ihrer Selbstbeschreibung mit Hilfe von ‚Namen‘ Phänomene von unfaßbarer Komplexität. Damit sie überhaupt ‚behandelt‘ werden können, müssen sie als Elemente der kommunikativen Welt, als Systeme emergieren. Dieser Transformationsprozeß ist ein selektiver und generalisierender Vorgang. Die ‚Komplexität‘ der Phänomene wird gleichsam auf die Möglichkeit der theoretischen Welt reduziert. Dieser Reduktionsprozeß, das Setzen neuer Grenzen und die Veränderung der Sinnggebung ist in der Fachliteratur oft beschrieben.³⁹ Auch jedes beliebige kommunikations-

36 So spricht Schütz etwa vom ‚System‘-Charakter des wissenschaftlichen ‚Wissensvorrats‘ im Gegensatz zum ‚inhomogenen Alltagswissen‘. Die Systematik ändert natürlich nichts an der ‚hypothetischen Natur‘ wissenschaftlicher Aussagen. Schütz: *Tiresias*, S. 271.

37 Vgl. z. B. Schütz: *Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten*. In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze*. Bd. 1. Den Haag 1971, S. 281 ff.

38 Vgl. etwa Schütz/Luckmann: *Strukturen der Lebenswelt*, S. 133: „Abgesehen von der Gliederung der Lebenswelt in verschiedene Wirklichkeitsbereiche ist der wichtigste Umstand für die Strukturierung des Wissensvorrats der Unterschied zwischen Erfahrungen, die als fertig konstituierte ‚Einheiten‘ der natürlichen Einstellung fraglos in den Wissensvorrat eingehen, und Erfahrungen, die in problematischen Situationen der Auslegung bedürfen, bevor sie als Wissens-elemente sedimentiert werden.“ Professionelles Wissen wird zu einem Teil in problematischen Instruktionssituationen – z. B. in Ausbildungssituationen – angeeignet.

39 Ackermann/Parsons haben aus diesem Grunde die ‚Tatsachen‘ der Wissenschaft

wissenschaftliche Modell ist in diesem Sinne selektiv. Mit ihm werden ‚nur Möglichkeiten, nicht auch Notwendigkeiten‘ postuliert. Die Modelle beanspruchen nur, eine mögliche systemische Modellierung von Phänomenen oder anderen Modellen zu sein – andere theoretische Welten haben andere Möglichkeiten.

Da der Objektbereich der Kommunikationswissenschaft eine theoretische Welt und nicht nur ein (Super-)System ist, gibt es viele Möglichkeiten, Phänomene oder Modelle anderer theoretischer Welten zu ‚systematisieren‘. Die Vielfalt dieser Möglichkeiten ergibt sich aus der Vielfalt der Systemtypen. Ein beliebiges Phänomen, wie etwa ein Gespräch zwischen Kohl und Mitterand bei einem Staatsbesuch, läßt sich ganz unterschiedlich, und d. h. mehrfach modellieren und in der kommunikativen Welt verorten: Das Gespräch läßt sich als ein einfaches Sozialsystem beschreiben: Die Gesprächspartner sitzen sich face-to-face, leibhaftig gegenüber. Sie kennen sich persönlich und das Gespräch hat eine Funktion für die Biographie beider. Ebenso gut kann das Gespräch von dem Forschungssystem als ein organisiertes Sozialsystem lokalisiert werden: Das Gespräch ist nicht zufällig zustande gekommen und der Ablauf ist protokollarisch in groben Zügen geregelt. Drittens sprechen Kohl und Mitterand als Repräsentanten von Staaten, und das Ergebnis wird die Beziehung zwischen den beiden Gesellschaftssystemen in irgendeiner Form beeinflussen. Daneben läßt sich das Gespräch aber auch noch als biogenes System oder in Bezug auf die psychischen Systeme der Beteiligten modellieren.

Transformation und Lokalisierung sind ganz übliche Vorgänge in den Wissenschaften: ‚Erscheinungen‘ aus anderen Welten werden ‚als etwas‘ gesehen. ‚Als was‘, bestimmen die Paradigmen der betreffenden Disziplin. Nur insofern die Erscheinungen in dieser Weise transformiert

als Mythen bezeichnet: „Wir schließen etwas aus – und was wir ausschließen, spukt auf den Mauern, die wir errichtet haben. Wir schließen etwas ein – und was wir einschließen, hinkt verkrüppelt durch unsere Amputation. Und was das Wichtigste ist, mit all dem müssen wir leben; wir müssen leben mit unseren Krüppeln und unseren Gespenstern. Einen Bultmann der Wissenschaft, der uns überzeugt, wir könnten ‚entmythologisieren‘, kann es nicht geben: analytisches Denken selbst ist schon Mythologisierung.“ Charles Ackermann/Talcott Parsons: Der Begriff ‚Sozialsystem‘ als theoretisches Instrument. In: Stefan Jensen (Hrsg.): Talcott Parsons. Zur Theorie sozialer Systeme. Opladen 1976, S. 71 f.

werden, emergieren sie als Forschungsgegenstände. Ein und dasselbe Phänomen – vom Standpunkt des Alltags aus betrachtet – läßt sich in die unterschiedlichsten Welten einordnen. Eine beliebige sprachliche Äußerung kann etwa von einem Linguisten als eine Verkettung von Phonemen oder Morphemen beschrieben werden. Weiter läßt sich die Äußerung als eine ‚soziale Handlung‘ in die soziologische Modellwelt einordnen. Sie läßt sich auch als Produkt intrapsychischer Prozesse betrachten und mit den spezifischen Modellen der Psychologie beschreiben. Wollen sich die Forscher ‚interdisziplinär‘ verständigen, so müssen sie (wieder) einen Standpunkt in der alltäglichen Wirklichkeit einnehmen, von dem aus das Phänomen identifiziert und stabilisiert wurde. Vom Standpunkt ‚ihrer‘ Disziplin aus gesehen sind die Modelle der jeweils anderen Disziplin überkomplexe Erscheinungen.

Wie stellt sich das Verhältnis zwischen der alltäglichen Welt und der kommunikativen Welt nun aus der Perspektive der alltäglichen Welt dar? Letztlich ist dies eine Spezifizierung der Frage nach den Leistungen der Wissenschaft für den Alltag. Generell kann man vielleicht sagen, daß der Alltag von der Wissenschaft Aufklärung verlangt. Die Wissenschaften haben eine Service-Funktion. Der Beitrag der Kommunikationswissenschaft zur Aufklärung ist es, Modelle bereitzustellen, die die Auswahlmöglichkeiten für Selbst- und Fremdbeschreibungen im Alltag (und in anderen theoretischen Welten) steigern. Kommunikationswissenschaftliche Modelle, die keine alternativen Möglichkeiten für das alltägliche Erleben und Handeln eröffnen, leisten keinen Beitrag zur wissenschaftlichen Aufklärung. Wenn die Kommunikationswissenschaft aber das Handeln und Erleben programmiert, dann wird sie normativ. Eine bloß deskriptive Funktionsbestimmung widerspricht dem selbstreferentiellen Anspruch.

Allgemeinste Voraussetzung für eine erfolgreiche kommunikationswissenschaftliche Aufklärung ist zunächst, daß sich soziale Phänomene – ‚jedermann‘, Institutionen, Gesellschaften –, wie temporär und selektiv auch immer, als Systeme beschreiben. Es gibt Gelegenheiten, wo solche Typisierungen anscheinend naheliegen, etwa bei Identitätskrisen von Institutionen und Gesellschaften. Für andere Gelegenheiten wird es vermutlich wenig sinnvoll sein, eine kommunikationswissenschaftliche Beschreibungsperspektive anzunehmen. Immer wenn sich aber ir-

gendwelche sozialen Phänomene als Systeme verhalten und beschreiben, wird Kommunikation für sie zum Problem. Sie können dann die von der Kommunikationswissenschaft ausgearbeiteten Modelle als Steuerungsprogramme und bei der Selbst- und Umweltbeschreibung einsetzen. Dabei werden die Phänomene Merkmale und möglicherweise auch Dimensionen an sich entdecken, die sie vorher nicht gesehen haben, ihre Umwelt alternativ klassifizieren und sich selbst in diese Umwelt u. U. auch anders einordnen. Diese Aufklärung verändert die Phänomene, leistet einen Beitrag zur Neustrukturierung der alltäglichen Wirklichkeit oder anderer theoretischer Welten. Diesen Vorgang der Übernahme wissenschaftlicher Ergebnisse und Theorien können wir tagtäglich beobachten: ‚Bakterien‘ und ‚Viren‘ werden für Krankheiten verantwortlich gemacht, CO₂ für das Waldsterben, das ‚Drehmoment‘ für die Lust am Autofahren; Meinungsumfragen und statistische Untersuchungen über das Wählerverhalten werden im politischen Alltag orientierungsrelevant. Selbst beim Einkaufen der Zahnpasta soll die Kenntnis der Unterschiede zwischen Paradontose und Karies die Wahl für die eine oder die andere Marke steuern. Modellvorstellungen aus den verschiedensten Disziplinen werden – wie selektiv und vage auch immer – im Laufe der Zeit zu alltäglichen Vorstellungen. So gesehen hat das Anwachsen der wissenschaftlichen Disziplinen in Anzahl und Umfang die alltägliche Wirklichkeit seit der frühen Neuzeit in vielfacher Hinsicht verändert.

Obwohl sich die Industrienationen durch ‚allgemeinbildende Schulen‘, Massenmedien u. v. a. m. ein wirksames Instrument zur Durchsetzung der alltäglichen Wirklichkeit mit wissenschaftlichen Modellen geschaffen haben, scheint es normalerweise ein längerer Weg von der Konstitution von Modellen im Rahmen theoretischer Welten bis zu dem Punkt gewesen zu sein, an dem diese theoretischen Vorstellungen im Alltag handlungsleitend und orientierungsrelevant geworden sind. Das ist nicht weiter verwunderlich, weil am Anfang erfolgreicher wissenschaftlicher Arbeit und gerade bei der Geburt neuer theoretischer Welten die unwahrscheinlichsten Abstraktionen standen.

Im Hinblick auf die naturwissenschaftlichen Leitvorstellungen – der Annahme von Atomen in der Physik, einer begrenzten Anzahl von ‚Elementen‘ und möglichen Verbindungen in der Chemie, der ‚Zelle‘ in der Biologie usw. – ist dieser kontraintuitive Ausgangspunkt oft be-

schrieben worden.⁴⁰ Unwahrscheinlich waren aber ebenso auch soziale Modellvorstellungen – etwa das Konzept der ‚Gleichheit‘ der Bürger in den Demokratie-Modellen oder die Formulierung der Kategorie der ‚Ware‘ als elementare Einheit in der Ökonomie und nicht zuletzt auch die Annahme von ‚unbewußten‘ Instanzen in der Psychologie. Als Maß der ‚Unwahrscheinlichkeit‘ dient in allen Beispielen die Mächtigkeit der Unterscheidung zwischen den theoretischen Vorstellungen vom Aufbau der Welt und den alltäglichen Normalitätsvorstellungen. Der Bruch mit den alltäglichen Sehweisen erscheint insoweit als eine Voraussetzung der Entwicklung fruchtbarer theoretischer Modellierungen. Erst durch die Konstitution der Differenz zwischen der theoretischen und der alltäglichen Welt steigern sich die Auswahlmöglichkeiten für das alltägliche Handeln und Erleben. Und erst diese Steigerung macht die Übernahme und Anwendung der Modellvorstellungen attraktiv. Schließt man sich diesen Überlegungen an, so ist von der Kommunikationswissenschaft zu fordern, daß sie Modelle zur Verfügung stellt, die die Einnahme alternativer Standpunkte und unwahrscheinlicher Perspektiven im Alltag und in anderen theoretischen Welten ermöglicht. Gemessen an diesem Maßstab müssen viele gängige Theorien über Kommunikation als nicht sonderlich unwahrscheinlich zurückgewiesen werden. Viele Analysen von Gesprächen und von institutioneller Kommunikation vermitteln weniger alternative Einsichten als vielmehr ‚Déjà vu‘-Effekte.⁴¹ Die Leichtigkeit, mit der wissenschaftliche Modelle im Alltag ‚übernommen‘ werden, ist kein zuverlässiger Maßstab für den Grad der Aufklärung.

Wenn man der Wissenschaft eine Service-Funktion zuspricht, so deutet man damit auch zugleich die Grenzen ihrer Wirksamkeit an. Sie kann nicht viel mehr tun, als Modelle bereitzustellen. Ob und von wem

40 So z. B. von Stephen Toulmin in seinem Buch ‚Voraussicht und Verstehen‘ (Voraussicht und Verstehen. Ein Versuch über die Ziele der Wissenschaft. Frankfurt/Main 1968). Sein Hauptgegenstand ist die schrittweise ‚Idealisierung‘ der Modellvorstellungen über die ‚Bewegung‘ im Laufe der Wissenschaftsgeschichte.

41 Die Enttäuschung bei dem Rezipienten dieser Untersuchungen bleibt da nicht aus: „Die Ergebnisse der Konversationsanalyse sind zum Teil so banal, daß es sehr oft genügt, seinen eigenen Alltagsverstand zu gebrauchen, um zu den Ergebnissen zu gelangen.“ (J. Muth 1983, S. 397) Vgl. auch Dirk Fehleberg: Die empirische Analyse der Visitenkommunikation. In: OBST 24, S. 29-56.

sie angenommen werden, kann sie nur in einem ganz begrenzten Umfang kontrollieren. So kann sie die Annahme der Dienstleistung mehr oder weniger erleichtern oder erschweren. Gerade eine junge, nicht etablierte Disziplin muß sich um Akzeptanz bemühen und ihren Service u. U. auf bestimmte Zielgruppen konzentrieren. Anwendbar scheinen die Modelle im Augenblick vor allem für Professionals wie Ärzte, Therapeuten, Sozialarbeiter, Juristen, Lehrer sowie in einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen, insbesondere der Soziologie, Geschichtswissenschaft, Psychologie, Biologie und nicht zuletzt auch in der Sprachwissenschaft. Während etablierte Dienstleistungsbetriebe auf ihre Kundschaft warten können, wird sich der Kommunikationswissenschaftler gleichsam als fahrender Händler in die verschiedenen professionellen und wissenschaftlichen Welten begeben müssen.

1.5 Die Selbstreflexion der Darstellung: Genese, Aufbau und Grenzen der Modellierungen

Es ist von vornherein ausgeschlossen, in einem Zug alle Konstituenten des Objektbereichs einer Kommunikationswissenschaft zu entwickeln. Die kommunikative Welt kann nur das Produkt kollektiver empirischer und theoretischer Anstrengungen über einen längeren Zeitraum hinweg sein. Eine Reihe von Theorie-Stücken, empirischen Untersuchungsergebnissen und methodischen Erfahrungen liegen nunmehr vor. Vordringlich scheint es jetzt zu sein, einen Orientierungsrahmen für die Integration der verschiedenen Anstrengungen zu geben. Die gegenwärtige Situation der Kommunikationsforschung ist vergleichbar mit einem Puzzle-Spiel: Man sieht einen Berg von Puzzle-Steinen vor sich, die von verschiedenen Personen zusammengesetzt werden. Viele Steine fehlen ganz, und vor allem existiert keine Vorlage, aus der man entnehmen könnte, welches ‚Bild‘ zusammengesetzt werden soll. Jede beteiligte Person beginnt an einer anderen Ecke passende Steine zusammenzufügen. Wenn man unter diesen Umständen nicht überhaupt die Lust am Puzzeln verliert, dann bieten sich drei miteinander zu verbindende Strategien an, mit den Steinen umzugehen: Zum einen wird man von den vorhandenen Steinen, das meint Theorie-Stücken und Untersuchungsergebnissen, ausge-

hen und versuchen, sie, so gut es eben geht, zusammenzusetzen. Zum anderen muß man darauf bedacht sein, eine für alle Beteiligten sichtbare Vision von dem ‚Bild‘ (der kommunikativen Welt) zu entwerfen, welches entstehen könnte, wenn die Puzzle-Steine zusammengesetzt sind. Der Versuch einer Verknüpfung dieser beiden Strategien wird im nächsten Kapitel unternommen. Dabei wird es nicht ausbleiben, daß manche Flächen des Bildes sehr grob geraten und vieles sich im nachhinein als eine unfruchtbare Projektion herausstellt.

Im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen die sozialen Systeme und Probleme sozialer Kommunikation. Andere Puzzle-Steine, also z. B. psychische oder biogene Systeme und deren Umweltbeziehungen, werden zwar erwähnt, insoweit sie für die Konturierung des Gesamtpanoramas erforderlich sind, sie bilden aber nicht den Ausgangspunkt der theoretischen Konstruktion. Auch die Theorien über die verschiedenen Dimensionen und Strukturen der sozialen Systeme sind unterschiedlich stark ausgebaut. Die Darstellung der dynamischen Dimension etwa ist weitergetrieben als jene der anderen Dimensionen. Zahlreiche Kategorien können beim gegenwärtigen Stand der theoretischen Ausarbeitung noch nicht definiert werden. Auf viele wesentliche Konstituenten – z. B. auf Evolutionstheorien – kann nur hingewiesen werden, um auf Lücken und damit auf zukünftige Arbeitsgebiete aufmerksam zu machen.

Die dritte Strategie besteht darin, nicht vorhandene Steine selbst herzustellen. Dieser Prozeß der Schaffung von kommunikativen Modellen wird in den letzten beiden Kapiteln dieser Arbeit geschildert.

Bislang hat der Eindruck entstehen können, als ob die Annahmen über die kommunikative Welt das Resultat von Literaturstudium, der Sichtung vorhandener System- und Kommunikationstheorien wären. Andere, vielleicht wichtigere genetische Wurzeln sind die Reflexionen von empirischen Kommunikationsanalysen – sowohl eigenen als auch fremden.⁴²

42 Die Eingrenzung des Gegenstandes dieser Arbeit auf organisierte Sozialsysteme hängt eng mit den empirischen Phänomenen zusammen, die ich bislang untersucht habe. Dies waren vor allem Institutionen oder institutionsähnliche Gebilde, wie Spielgruppen im Kindergarten, psychotherapeutische Erstinterviews, Gruppen- und Einzeltherapien verschiedener therapeutischer Richtungen, Schulstunden, Supervisions- und Balintgruppen sowie sozialwissenschaftliche Inter-

Die Selbstbeschreibung der eigenen Forschungstätigkeit als Forschungssystem ist letztlich der Hauptweg der Entwicklung der theoretischen Vorstellungen über selbstreferentielle Systeme und die kommunikative Welt.

Wenn die Kommunikationswissenschaft die im vorigen Abschnitt geforderte Service-Funktion erfüllen soll, reicht es nicht aus, Theorien über organisierte und andere soziale Systeme zu entwickeln. Diese allgemeinen Modellvorstellungen können zwar die Arbeit des Kommunikationsforschers anleiten, sie bieten aber keine Aufklärung für den Alltag oder für Professionals. Hier müssen spezifischere Modelle, die bestimmte Institutionen oder Alltagssituationen abbilden, zur Verfügung gestellt werden. Diese Modelle werden Normalformmodelle, abgekürzt NFM, genannt. Erscheinungen wie Visiten, Schulstunden, Therapiesitzungen, Verkaufsgespräche o. ä., die in alltäglicher oder professioneller Einstellung benannt und, wie vage auch immer, beschrieben werden können, lassen sich als ein bestimmter Typus eines sozialen Systems modellieren. Normalformmodelle werden als Artmodelle aufgebaut. Sie sind das Ergebnis der Reflexion der systematischen Beschreibung vieler ähnlicher Phänomene.

Ist ein bestimmtes soziales Phänomen in Form eines Normalformmodells beschrieben, so kann das Modell den Professionals oder anderen Interessierten für die Selbstbeschreibung und -regulation ihrer Praxis zur Verfügung gestellt werden. Zum anderen können die Modelle im Rahmen der sogenannten Normalformanalyse von einem kommunikationswissenschaftlichen Standpunkt aus zur Diagnose und Deskription von

views. Daneben habe ich auch einfache Sozialsysteme, in denen das Erzählen über selbsterlebte Erfahrungen und deren intersubjektive Verarbeitung im Mittelpunkt standen, sowie dyadische Instruktionen analysiert. In einer historischen Perspektive habe ich mich schließlich mit größeren sozialen Zusammenhängen, insbesondere mit der Herausbildung einer nationalen Kommunikationsgemeinschaft in Deutschland in der frühen Neuzeit beschäftigt. Die relevante Umwelt der eigenen Forschungspraxis waren die mikroanalytischen Untersuchungen alltäglicher und institutioneller Kommunikation, wie sie in den letzten zwanzig Jahren vor allem von Sprachwissenschaftlern und Soziologen angefertigt wurden. Von besonderer Bedeutung waren dabei die Arbeiten der ethnomethodologischen Konversationsanalyse. Die Auseinandersetzung mit den in diesen Untersuchungen vertretenen ‚qualitativen‘ und ‚interpretativen‘ Verfahren bestimmt die Struktur dieser Arbeit auf weite Strecke und ist sicherlich auch der Grund für manche Einseitigkeiten.

einzelnen Phänomenen verwendet werden. Die verschiedenen Phasen der Normalformanalyse sind in dem gemeinsam mit Kornelia Rappe-Giesecke verfassten Buch ‚Supervision als Medium kommunikativer Sozialforschung‘⁴³ ausführlich dargestellt.

43 Michael Giesecke/Kornelia Rappe-Giesecke: Supervision als Medium kommunikativer Sozialforschung. Die Integration von Selbsterfahrung und distanzierter Betrachtung in Beratung und Wissenschaft. Frankfurt/Main 1996.

2. Konstituenten des Objektbereichs der Kommunikationswissenschaft

2.1 Systeme, ihre Dimensionen und Strukturen

2.1.1 Systeme als elementare Modellvorstellung

Es ist von vornherein nicht zu erwarten, daß die Elemente der kommunikativen Welt weniger abstrakt angesetzt werden können als jene der physikalischen, chemischen oder linguistischen Welten: So wie die Welten dieser Disziplinen aus ‚Atomen‘, ‚Molekülen‘ und ‚Zeichen‘ aufgebaut sind, setzt sich die kommunikative Welt aus ‚Systemen‘ zusammen. Systeme sind die elementaren Grundbausteine der Kommunikationswissenschaft, die in dieser Arbeit skizziert wird. Die Vorstellungen von der Welt als einer Ansammlung von Systemen ist in einem mehrfachen Sinne elementar: Sie sind eine Bedingung der Möglichkeit jeder empirischen kommunikationswissenschaftlichen Forschung. Erst über die Systeme bildet der Forscher seine Modelle. Ihn interessiert die Entstehung der Systeme, ihre unterschiedlichen Strukturen, ihre Relationierungsmöglichkeiten usw. Systeme sind auch in dem Sinne elementar, daß erst sie einen eigenständigen kommunikationswissenschaftlichen Objektbereich konstituieren. Werden andere elementare Grundvorstellungen gewählt, entstehen andere Objektbereiche. Werden sie aber akzeptiert, so hat man damit ein theoretisches Gebäude betreten, in dem eine eigene Ordnung gilt. Die Abstraktionen, die auf der Vorstellung der kommunikativen Welt als einer Ansammlung von Systemen aufbauen, können beispielsweise kritisiert und umarrangiert werden, ohne daß dadurch das Gebäude selbst notwendig in Frage gestellt zu werden braucht. Das hängt letztlich damit zusammen, daß für die Konstitution eines Objektbereichs andere Kriterien gelten als für die Modellierungen, die auf der Basis der Grundannahmen dieses Objektbereichs erfolgen.

Die grundlegenden Modellvorstellungen anderer Disziplinen haben einen vergleichbaren Status. Die theoretische Welt des Linguisten ‚besteht‘ beispielsweise aus diskreten ‚Zeichen‘. Je nach den Teildisziplinen untersucht er ‚Phoneme‘, ‚Wörter‘, ‚Sätze‘ u. a. Die Untersuchungsergebnisse sind Modelle über die Phoneme, Wörter und Sätze, z. B. in

Form von Aussagen über ihre Merkmale und Kombinationsmöglichkeiten. Die gewonnenen Aussagen können wiederum modelliert werden, etwa indem ein Phoneminventar, ein Lexikon oder eine Taxonomie von ‚Sätzen‘ im Rahmen einer Grammatik aufgestellt wird. Alle diese Klassifikationen lassen sich auf einer weiteren Abstraktionsstufe noch einmal auf zugrundeliegende Regeln hin untersuchen. Nicht mehr thematisiert werden demgegenüber während der eigentlichen linguistischen Arbeit die Voraussetzungen, daß es nämlich Phoneme, Wörter, Sätze usw. gibt. Diese Grundannahme wird vorausgesetzt, obwohl der Sprachwissenschaftler aus seiner alltäglichen Erfahrung und aus seiner Kenntnis anderer theoretischer Welten weiß, daß ‚Sprachen‘ in anderen Welten ganz anders modelliert werden können, seine Voraussetzungen also nur eine mögliche Modellierung sind. Werden andererseits die elementaren Modellvorstellungen von irgendeinem Wissenschaftler abgelehnt, so begibt er sich in eine Position außerhalb der Forschergemeinschaft der Linguisten. Wer die Sprache nicht als ein (linear strukturiertes) Zeichensystem betrachtet, der befindet sich nicht mehr in der gleichen theoretischen Welt wie seine Fachkollegen. Natürlich sind diese Grundannahmen historisch gewachsen und im Prinzip ist es auch denkbar, daß sie sich verändern. Aber dies setzt eine breite Akzeptanz unter den Fachkollegen voraus. Gerade die Versuche, eine ‚kommunikative Wende‘ in der Linguistik herbeizuführen, haben die enorme Überzeugungskraft der traditionellen Basisvorstellungen bestätigt. Im großen und ganzen sind alle Anbau- und Umstrukturierungsversuche gescheitert. Entweder sie haben sich den klassischen Vorstellungen assimiliert, oder aber ihre Vertreter sind in andere Disziplinen oder Praxisbereiche abgewandert. Dieser Ausgang ist nicht verwunderlich: Grundbaustein für die Konstitution der Linguistik als eigenständiger Disziplin in dem Werk von de Saussure war die ‚Langue‘ - nicht die als ‚Langage‘ bezeichnete menschliche Kommunikation und auch nicht das Sprechen („Parole“).¹

¹ Vgl. Michael Giesecke: Was kommt nach der langue? In: Ders.: Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft. Frankfurt/Main 1992, S. 18-35.

2.1.2 Die vier Dimensionen der Systeme

Systemtheoretische Modelltheorien lassen sich als Produkte der historischen Notwendigkeit verstehen, mehrere Analysedimensionen in einer einheitlichen Modelltheorie zu integrieren. Was immer man sich unter Systemmodellen sonst noch vorstellen mag, immer sind sie mehrdimensional und enthalten Aussagen über die Relationen zwischen den verschiedenen Dimensionen. Andererseits gibt es natürlich auch ältere Modelltheorien, die nicht nur eindimensional (linear, monokausal), sondern mehrdimensional aufgebaut sind, die sich aber üblicherweise nicht als systemisch bezeichnen. Dazu gehören etwa interaktionistische Ansätze in Soziologie und Sozialpsychologie oder Modelle, in denen nacheinander jeweils zwei Vektoren korreliert werden. In der modelltheoretischen Fachliteratur wird als Beispiel für eine dreidimensionale Modelltheorie oft auf die euklidische Geometrie hingewiesen, die ‚Körper‘ aus den Dimensionen Länge, Breite und Höhe zusammensetzt. ‚Körper‘ sind auch im Alltag die Grundmetapher für dreidimensionale Modelle geworden. Historisch hat man später eine zusätzliche Dimension eingeführt, indem man sich diese Körper als ‚bewegt‘ und ‚dynamisch‘ vorgestellt hat. Sowohl die Organismus- und Maschinenmetapher als auch astronomische Modelle haben hier ihre Ursprünge. Die Elemente des astronomischen Modells etwa sind Körper, die sich mit großer Geschwindigkeit um sich selbst und um andere Körper drehen. Unschwer konnte die Atomphysik mit ihren Modellierungen an diese Vorstellung anknüpfen. Wie sich die Systemtheorie von diesen Modellvorstellungen unterscheidet, läßt sich letztlich noch nicht exakt sagen.

In Anbetracht der Bedeutung, die dem Begriff ‚*Dimension*‘ in der Systemtheorie zukommt, ist der Stand der Reflexion über diese Kategorie unbefriedigend. Zumeist werden die Dimensionen der Systeme etwa ‚Strukturerhaltung‘, ‚Integration‘, ‚Zielerreichung‘ und ‚Anpassung‘ bei Parsons, oder ‚Sach-‘, ‚Zeit-‘ und ‚Sozialdimension‘ bei Luhmann, oder ‚Tektonik‘, ‚Dynamik‘ und ‚Genese‘ bei Bunge eingeführt, ohne auf die Voraussetzungen des Begriffs weiter einzugehen. In der empirischen Sozialforschung, die beständig mit verschiedenen ‚Analysedimensionen‘ umgehen muß, ist der Begriff, wie etwa ein Blick in das ‚Handbuch der empirischen Sozialforschung‘ zeigt, vieldeutig und unbestimmt.² Eine weitere Ursache mag sein, daß mehrdimensionale Objekte nicht mehr

² Hans Zetterberg spricht in seinem Artikel ‚Theorie, Forschung und Praxis in der

nach dem Muster der klassischen Prädikatenlogik definiert werden können. Sie lassen sich nicht mehr einfach als eine Summe von Merkmalen vorstellen, vielmehr handelt es sich um mehrere ‚Reihen‘ oder ‚Vektoren‘ von Merkmalen, die selbst wieder zueinander in Beziehung zu setzen sind.³ In Anbetracht des Diskussionsstandes über die mehrwertige Logik, die zur Explikation dieser Beziehung vermutlich erforderlich ist, werden die Ungenauigkeiten bei der Modellformulierung leichter verständlich.

Aus einem wissenschaftshistorischen Blickwinkel ist für die Anfangsphase der Theoriebildung eine zureichende Explikation kaum zu erwarten. Zunächst muß notgedrungen mit Begriffen und Metaphern gearbeitet werden, die in ihren Zusammenhängen und in ihrer logischen Struktur nur unzureichend exploriert sind. Dies geschieht auch bei der Darlegung der Dimensionen der Systeme in dieser Arbeit. Systeme werden hier zunächst allgemein bestimmt als Relationen von Dimensionen. Dimensionen werden als Relationen von Strukturen und Strukturen als Relationen von Merkmalen (Faktoren) definiert.⁴ Es kommt dann alles darauf an,

Soziologie‘ (in: René König: Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 1: Geschichte und Grundprobleme der empirischen Sozialforschung, Stuttgart 1973, S. 104 ff.) nur ganz allgemein von den ‚Dimensionen der Wirklichkeit‘ die von den Disziplinen zum Gegenstand gemacht werden. Im Gegensatz dazu wird ‚Dimension‘ bei Peter R. Hofstätter ganz speziell im Sinne von ‚Faktoren‘ oder ‚Vektoren‘ verstanden. (Faktorenanalyse. In: René König: Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 3a: Grundlegende Methoden und Techniken, Stuttgart 1974, hier vor allem S. 200 ff.) Auf S. 213 erwähnt er, daß es „sachlich richtiger wäre, statt von ‚Faktoren‘ von ‚Dimensionen‘ zu sprechen“. Andererseits sind aber den Dimensionen und der Faktorenanalyse in dem Handbuch unterschiedliche Kapitel gewidmet. Schaut man sich den Dimensionsbegriff an, der bei den Skalierungsverfahren verwendet wird, so eröffnen sich wieder andere Perspektiven.

³ Carl G. Hempel und Paul Oppenheim führen typischerweise den System- und den Dimensionsbegriff ein, als sie der bis dato von der Logik einzig entwickelten „Lehre von den Klassenbegriffen“ eine Theorie der Ordnungsbegriffe gleichberechtigt an die Seite „zu stellen versuchen“. (Der Typenbegriff im Lichte der neuen Logik. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen zur Konstitutionsforschung und Psychologie. Leiden 1936, S. V, vgl. auch S. 7) Die ‚Dimension‘ wird als ‚reihenartige Ordnung‘ oder ‚Reihenordnung‘ (S. 22) bestimmt. „Eine Reihenordnung“ wird wiederum als „ein Paar von Relationen“ (S. 31) definiert. Neuere Theorien sozialer Systeme z. B. von Peter M. Hejl (Sozialwissenschaft als Theorie selbstreferentieller Systeme. Frankfurt/Main/New York 1982) nehmen immer wieder Bezug auf die logischen Untersuchungen von Gotthard Günther (Beiträge zur Grundlegung einer operationfähigen Dialektik. Hamburg 1976).

⁴ Diese Bestimmung ist schon um einiges genauer als etwa Cherrys ‚System‘-Definition: „Broadly: any phenomenon describable in terms of large number of variables“.

die verschiedenen Merkmale, Strukturen und Dimensionen zu charakterisieren und die Form ihrer Relationierung zu beschreiben. Die überzeugendsten Kriterien für eine allgemeine Beschreibung der Dimensionen lassen sich vermutlich dann finden, wenn man die Geschichte der Entwicklung des Systembegriffs zurückverfolgt.⁵ Mindestvoraussetzung, um von Systemen zu sprechen, war und ist die Vorstellung von Komplexität: Systeme bestehen aus Elementen, die so verknüpft sind, daß das ‚Ganze‘ mehr ist als die Summe dieser Elemente. Dieses ‚Mehr‘ läßt sich systemtheoretisch modellieren, wenn man die Komplexität als Summe der Relationen zwischen den Elementen oder als Summe der Relationen zwischen den Relationen zwischen den Elementen versteht. Hier läßt sich durch höherstufige Relationierungen beliebig viel Komplexität einbauen. Irgendwann stellt sich allerdings immer die Frage, wieviele Elemente oder gar Elementtypen angenommen werden sollen.

Strukturalistische Systemtheorien, wie sie etwa als Theorie des Zeichensystems von de Saussure für die Beschreibung des sprachwissenschaftlichen Objektbereiches entwickelt wurden, gelangen kaum über diese Problemsicht hinaus. Die Kennzeichnung ‚strukturalistisch‘ ist insofern zutreffend, als bei dieser Theorievariante System- und Strukturbegriff übereinfließen. Systeme werden durch Struktur oder Tektonik charakterisiert. Es gibt keine Differenz zwischen der Beschreibung der Struktur und der des Systems.

Das Komplexitätsproblem ist der klassische Ausgangspunkt in der Entwicklung der neuzeitlichen Systemvorstellungen. Aus dieser Konzeption ergeben sich aber – logisch und historisch – Folgeprobleme, die zur Annahme einer weiteren Dimension nötigen: Die Identifizierung von Systemen als Systeme setzt voraus, daß sie sich von einer Umwelt unterscheiden. Die Elemente oder Relationen, die die Komplexität eines bestimmten Systems konstituieren, müssen untereinander zumindest

Cherry: On human communication, S. 343. Sie macht nämlich deutlich, daß als ‚Variablen‘ mindestens ‚Reihenordnungen‘ über Relationierungen von ‚Reihenordnungen‘ angenommen werden müssen, um Systembegriffe von einfacheren Modellvorstellungen abzugrenzen.

5 Diesen Weg gehen auch Niklas Luhmann in der Einführung zu seinem Werk über ‚Soziale Systeme‘ (Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/Main 1984, S. 20 ff.) und Günter Ropohl in seiner ‚Einführung in die allgemeine Systemtheorie‘ (in: Hans Lenk/Günter Ropohl (Hrsg.): Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm. Königstein 1978, S. 9-49).

anders verbunden sein als mit allen denkbaren übrigen Elementen und Relationen der Umwelt. Die Aufrechterhaltung dieser Differenz ist ein permanentes Problem, welches in allen neueren Systemtheorien in der einen oder anderen Form thematisiert wird. Dieses Problem der ‚Grenzerhaltung‘ oder der Schaffung einer ‚Innen-Außen-Differenz‘ konstituiert eine zweite, die sogenannte *Differenzierungsdimension* der Systeme. Differenzierte Systeme unterscheiden sich von weniger differenzierten Systemen durch die Anzahl der Beziehungen, die sie zu ihrer Umwelt aufrechterhalten können, ohne ihre Identität zu verändern. Man kann auch sagen: Sie unterscheiden sich durch die Unterschiede, die sie aufrechterhalten können.

Die Einführung der Differenzierungsdimension macht es nötig, Annahmen über die *Umwelt* zu treffen. Mindestens läßt sich sagen, daß unter der ‚Umwelt‘ diejenigen Ausschnitte der Welt zu verstehen sind, zu denen das System eine konstitutive differenzierende Beziehung aufbaut. Um die Strukturen der Differenzierungsdimension zu beschreiben, ist diese Bestimmung allerdings, wie die Theorieentwicklung zeigt, zu vage. Die Tendenz scheint dahin zu gehen, als Umwelt der Systeme wiederum Systeme anzunehmen. Man kann davon ausgehen, daß jedes System sowohl negative (abgrenzende) als auch positive (funktionale) Beziehungen zu Umweltsystemen hat. Strukturtheorien über die Differenzierungsdimension werden dann Aussagen zu den Umweltsystemen und zu den möglichen funktionalen und interferierenden Relationen zu diesen Umweltsystemen machen.

Ein Folgeproblem der Einführung des Konzepts der ‚Umwelt‘, auf welches später einzugehen sein wird, ist die Notwendigkeit, das Verhältnis zwischen Umwelt und Welt zu bestimmen. Zumindest ist zu explizieren, was unter ‚Ausschnitt‘ von Welt zu verstehen ist.

Zum Grundbestand der ‚systemtheoretischen‘ Diskussion gehört weiterhin seit langem das Problem der ‚*Dynamik*‘. Ursprünglich ist es wohl darum gegangen, ‚Prozesse‘ zu modellieren. Die dynamische Dimension erscheint dann als zusammengesetzt aus ‚Ereignissen‘ oder ‚Selektionen‘. Funktionalistische Systemtheorien konnten diese Prozesse noch weitgehend linear als ‚Erfüllung‘ von zumeist extern bestimmten Systemfunktionen deuten. In kybernetischen Ansätzen stellt man sich die

Prozesse eher kreisförmig vor. Sie sichern die Aufrechterhaltung eines ‚Fließgleichgewichts‘ zwischen System und Umwelt. Möglich wird dies durch ihre Rückkopplungsnatur.⁶ In dieser Formulierung wird schon deutlich, daß auch die interne Logik systemischer Modellbildung zur Annahme einer dynamischen Dimension nötig: Komplexität und Differenzierung stehen zueinander in einem problematischen Verhältnis. Die Umwelтанforderungen müssen verarbeitet und d. h. auch mit der Komplexitätsstruktur in Beziehung gesetzt werden. Komplexe Systeme können andererseits zu ihrer Umwelt nicht mehr unmittelbar, sondern nur verzögert in Kontakt treten. Der Außenkontakt setzt einen komplexen Innenkontakt der Elemente voraus. Externe Relationierungen kann man sich nicht mehr ohne interne Relationierungen vorstellen, und diese erfordern zumindest eines: Zeit. Man kann vermuten, daß um so mehr Zeit (Relationierungsprozesse) benötigt wird, je komplexer die Tektonik des Systems ist. Letztlich erscheint bei dieser Überlegung die Annahme der dynamischen Dimension als eine Folge, welche sich aus der Annahme der Komplexitäts- und der Differenzierungsdimension und der Notwendigkeit ihrer Relationierung ergibt.

In den neueren autopoietischen Systemtheorien erfolgt der Einstieg in das Modell bei der dynamischen Dimension. Entsprechend werden die anderen Dimensionen als Folgelasten oder Produkte dieser Option aufgefaßt. Dynamische Systeme produzieren sich, ihre Komplexität und ihre Umweltbeziehungen mit jeder Selektion selbst, also autopoietisch. Nur insofern Ereignisse einen Beitrag zum Erhalt der Systemkomplexität und der Differenzierung von der Umwelt leisten, sind sie Elemente des Systems.

Dynamische Prozesse werden von Maturana als „Das Netzwerk von Prozessen der Produktion ihrer eigenen Bestandteile definiert [...]“; diese Bestandteile wirken zum einen

6 Unter der Kybernetik 1. Ordnung wird ziemlich übereinstimmend die Steuerungslehre verstanden, die sich auf die Rückkopplungsmechanismen konzentriert, die zum Stabilitätserhalt (Homöostase) von Systemen beitragen: Magoroh Maruyama hat diese gleichgewichtsorientierte Steuerungslehre als Kybernetik 1. Ordnung bezeichnet. (The Second Cybernetics: Deviation – Amplifying Mutual Causal Processes. In: American Scientist 51. 1963, S. 164-179) Er fordert darüber hinaus eine Kybernetik 2. Ordnung, die sich mit Rückkopplungsprozessen befasst, die Abweichungen verstärken und so dem System Anpassungsprozesse an die Umwelt auf Kosten der bislang geltenden Strukturen und Programme ermöglichen.

durch ihre Interaktionen in rekursiver Weise an der ständigen Erzeugung und Verwirklichung eben des Netzwerks von Prozessen der Produktion mit, das sie selbst produziert hat, und konstruieren zum anderen dieses Netzwerk von Prozessen der Produktion von Bestandteilen als eine Einheit in einem Raum, den sie [die Bestandteile] dadurch definieren, daß sie seine Grenzen verwirklichen.“⁷ Genau diesen Systemtyp nennt Maturana ‚Autopoietische Systeme‘.

Die drei vorgestellten Dimensionen des Systems stehen untereinander in einem Verhältnis wechselseitiger Voraussetzung. Komplexität ist nicht ohne Differenzierung, Differenzierung nicht ohne Komplexität, und beide sind nicht ohne Dynamik – und umgekehrt – vorstellbar. Ein anderer Befund ist auch gar nicht zu erwarten, wenn Systeme tatsächlich als mehrdimensionale Modelle verstanden werden sollen. Dann kann das System nicht einfach als eine Addition verschiedener Dimensionen definiert werden.⁸ Es muß vielmehr als eine Relationierung zwischen den Dimensionen aufgefaßt werden. Das Problem der Integration der Dimension und der Klärung ihrer Abhängigkeiten untereinander läßt sich nicht befriedigend mit kausalen, finalen oder temporalen Konzepten erklären. Eine der sicherlich vielen Möglichkeiten, mehrdimensionale Analysen systemisch zu integrieren, bietet das Konzept der Selbstrepräsentation oder der Selbstreferenz.⁹ Die Grundannahme dieses Ansatzes

7 Maturana: Erkennen, S. 280.

8 Oft werden Dimensionen bzw. die Ergebnisse empirischer Dimensionsanalysen nur nebeneinander gestellt. Dies geschieht typischerweise bei vielen interdisziplinären, u. a. soziolinguistischen Untersuchungen zur Kommunikation. 1984 formuliert Luhmann: „Zur Zeit gibt es weder ausreichend durchgearbeitete, noch allgemein wahrgenommene, geschweige denn akzeptierte Theoriegrundlagen“ für eine „allgemeine Theorie selbstreferentieller Systeme“. (Niklas Luhmann: Das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie. In: Hans Ulrich Gumbrecht/Ursula Link-Heer (Hrsg.): Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte. Frankfurt/Main 1984, S. 24) Mittlerweile ist in diese Richtung von so ziemlich allen Disziplinen geforscht worden: Neurophysiologie, Psychologie, Jura, Literaturwissenschaft, Soziologie, Biologie und Wissenschaftsgeschichte. Vgl. die Beiträge von Markowitz, Roth, Teubner und Stichweh in der Festschrift für Luhmann: Dirk Baecker/Jürgen Markowitz/Rudolf Stichweh/Hartmann Tyrell/Helmut Willke (Hrsg.): Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag. Frankfurt/Main 1987. Mehr Bedeutung noch als der ‚Selbstreferenz‘ wird zunehmend der ‚Selbstorganisation‘ zugemessen. Vgl. Wolfgang Krohn/Günter Küppers (Hrsg.): Emergenz. Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung. Frankfurt/Main 1992, mit einschlägigen Beiträgen.

9 Dies zeigen besonders deutlich die Beiträge von Wissenschaftlern aus zahlreichen

ist, daß das System sich selbst als ein mehrdimensionales System entwerfen und das erzeugte Modell zur Aufrechterhaltung seiner Komplexität, Differenzierung und Dynamik benutzen muß.

„Die Theorie selbstreferentieller Systeme behauptet, daß eine Ausdifferenzierung von Systemen nur durch Selbstreferenz zustandekommen kann, d. h. dadurch, daß die Systeme in der Konstitution ihrer Elemente und ihrer elementaren Operationen auf sich selbst (sei es auf Elemente desselben Systems, sei es auf Operationen desselben Systems, sei es auf die Einheit desselben Systems) Bezug nehmen.“¹⁰ Den Bezug auf die Elemente des Systems bezeichnet Luhmann als ‚basale Selbstreferenz‘, den Bezug auf die Operationen oder Prozesse als ‚Reflexivität‘ und den Bezug auf die Einheit des Systems als ‚Reflexion‘.¹¹ „Der Begriff Selbstreferenz bezeichnet die Einheit, die ein Element, ein Prozeß, ein System für sich selbst ist. ‚Für sich selbst‘ d. h.: unabhängig vom Zuschnitt der Beobachtung durch andere.“¹² Um diese Einheit herzustellen, müssen Systeme „eine Beschreibung ihres Selbst erzeugen und benutzen; sie müssen mindestens die Differenz von System und Umweltsystem intern als Orientierung und als Prinzip der Erzeugung von Informationen verwenden können“.¹³

Man kann dieses Modell des Systems von dem System ‚Selbstbeschreibung‘ nennen.¹⁴ Die Selbstbeschreibung macht das System als komplex,

Einzeldisziplinen in dem Sammelband von Gerhard Roth/Helmut Schwegler: *Self-Organizing Systems. An Interdisciplinary Approach*. Frankfurt/Main/New York 1981.

- 10 Luhmann: *Soziale Systeme*, S. 25. Vgl. auch ders.: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Bd. 2: *Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. Frankfurt/Main 1981, S. 29 ff.
- 11 „Intentionale Selbstreferenz von Prozessen wollen wir Reflexivität, die intentionale Selbstreferenz von Systemen wollen wir Reflexion nennen. Prozesse sind reflexiv, wenn und soweit sie sich auf sich selbst oder auf Prozesse gleicher Art richten [...]. Reflexion betrifft ein ganz anderes Problem, nämlich den Gebrauch der Identität eines Systems für die Orientierung seiner eigenen Selektionen.“ Niklas Luhmann: *Identitätsgebrauch in selbstsubstitutiven Ordnungen, besonders Gesellschaften*. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 3: *Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. Opladen 1981, S. 202f. Vgl. auch ders.: *Soziologische Aufklärung*. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung*. Bd. 1: *Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*. Opladen 1974/4, S. 66-91. Und ders.: *Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation*, S. 18 ff.
- 12 Luhmann: *Soziale Systeme*, S. 58.
- 13 Ebd., S. 25. Aus informationstheoretischer Perspektive läßt sich diese Theoriekonstruktion erheblich vereinfachen. Wenn man ‚selbstreferentielle‘ Systeme als informationsverarbeitende Systeme betrachtet, dann geht es bei den Unterscheidungen der verschiedenen Formen von ‚Selbstreferenz‘ um eine Differenzierung der verschiedenen Formen der Informationsverarbeitung.
- 14 Daß Selbstbeschreibungen von Systemen wiederum Systemmodelle sein müssen,

dynamisch, differenziert dimensioniertes Beziehungsgefüge für die einzelnen Dimensionen, Strukturen und Elemente des Systems zugänglich und sichert dadurch die Identität des Systems sowohl nach innen wie auch nach außen.¹⁵ Der ‚Ort‘, an dem diese Dimensionen füreinander präsentiert und integriert werden, ist die ‚*selbstreferentielle Dimension*‘. Sie ist die sprichwörtlich ‚vierte Dimension‘, in der die Einheit des Systems als ein mehrdimensionales Gebilde für das System und für die Umwelt hergestellt wird.¹⁶ ‚Umwelt‘ der selbstreferentiellen Dimension sind ausschließlich die anderen Dimensionen des Systems.¹⁷ Wie das System die einzelnen Dimensionen zueinander in Beziehung setzt, ist Sache des Systems selbst. Entsprechend gibt es viele Möglichkeiten, Hierarchien und Abhängigkeiten zwischen den Dimensionen festzulegen. Wenn sich das System als ein selbstreferentielles System entworfen hat, ist jedenfalls die Integration der Dimension ‚irgendwie‘ gelungen.

Das für die selbstreferentielle Dimension konstitutive permanente Problem der integrierten Repräsentation der verschiedenen Dimensionen füreinander wird durch die Entwicklung von Programmen bewältigt. Programme bilden mit anderen Worten die Strukturen der selbstreferentiellen Dimension. Merkmale oder Elemente dieser Strukturen

läßt sich auch aus kybernetischen Ansätzen folgern. Vgl. Roger C. Conant/W. Ross Ashby: *Every good regulator of a system must be a model of that system*. In: *International Journal of Systems Science* I. 1970, S. 89-97.

- 15 „Ein System kann man als selbstreferentiell bezeichnen, wenn es die Elemente, aus denen es besteht, als Funktionseinheiten selbst konstituiert und in allen Beziehungen zwischen diesen Elementen eine Verweisung auf diese Selbstkonstitution mitlaufen läßt, auf diese Weise die Selbstkonstitution also fortlaufend reproduziert.“ Luhmann: *Soziale Systeme*, S. 59.
- 16 Vgl. Michael Giesecke: *Die Untersuchung institutioneller Kommunikation. Perspektiven einer systemischen Methodik und Methodologie*. Opladen 1988, S. 28 f.
- 17 Insofern „operieren selbstreferentielle Systeme notwendigerweise im Selbstkontakt, und sie haben keine andere Form für Umweltkontakt als Selbstkontakt“ (Luhmann: *Soziale Systeme*, S. 59). Diese Idee ist vom Radikalen Konstruktivismus in alle Richtungen entfaltet worden. Vgl. Heinz Gumin/Armin Mohler (Hrsg.): *Einführung in den Konstruktivismus*. München 1985. Siegfried J. Schmidt: *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*. Frankfurt/Main 1988. Heinz von Foerster: *Sicht und Einsicht*. Frankfurt/Main 1988. Informationstheoretisch läßt sich der Sachverhalt so sehen: Jedes System kann nur diejenigen Informationen verarbeiten, über die es zu einem gegebenen Zeitpunkt verfügt. Das Problem verschiebt sich dann auf die Frage, wie das System die Informationen gewinnt, also ‚wahrnimmt‘.

sind Informationen oder Repräsentationen. Mit Bezug auf diese Programme kann an den verschiedenen ‚Stellen‘ im System und an seinen Grenzen ‚entschieden‘ werden, was dem System und was der Umwelt zuzurechnen ist. Das System erhält die Möglichkeit zur Negation von Relationierungsangeboten. Es kann stabil werden, indem es immer wieder die gleichen Umweltbeziehungen durch ähnliche interne Prozesse, die den gleichen Aufbau interner Komplexität erfordern, bestätigt und andere negiert. Die Programme dienen der Selbstregulation der internen Prozesse und der Korrektur von Abweichungen. Solche Programme können beispielsweise genetische Codes in den biologischen Systemen oder in deren Elementen, den Zellen, sein. Die ‚Normen‘ in den sozialen Systemen lassen sich als Programme reformulieren, ebenso die Selbstbilder von Personalsystemen. Jedes Programm ist immer eine selektive oder selbstsimplifizierende Repräsentation. Simplifikationen oder – in Bezug auf soziale Systeme – Ideologisierungen sind bei Selbstbeschreibung unvermeidbar.

Weil die Selbstmodelle die Komplexität des Systems aus der Sicht des Systems reduzieren, ist es übrigens nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, daß sich diese Selbstmodelle von den Fremdbeschreibungen, die aus der Perspektive von Beobachtungssystemen gewonnen werden, unterscheiden. Solche Differenzen können zum Gegenstand von Reflexion gemacht werden.

Die Tatsache der repräsentativen Integration der drei Dimensionen kann von dem System mitrepräsentiert werden. Dies geschieht durch eine erneute selektive Relationierung, die man als ‚*Reflexion*‘ bezeichnen kann.¹⁸ Reflexion als Selbstbeschreibung der Selbstbeschreibung oder als selbstreferentielle Selbstreferenz ermöglicht, daß sich die selbstreferentiellen Systeme zu ihren Programmen auf einer grundsätzlich anderen Stufe noch einmal in Beziehung setzen und sich zu dieser selektiv und generalisierend verhalten können.

Diese Bestimmung schließt ein, daß Reflexion letztlich nur als Selbstreflexion gedacht werden kann. Zwar kann man von Fremdbeschreibungen oder Fremdrepräsentationen sprechen, ‚Fremdreflexionen‘ setzen aber voraus, daß das ‚Fremde‘ von dem System in dem System als Merkmal des Systems repräsentiert ist. Nur in diesem Fall kann es reflek-

18 Hier deckt sich unser Sprachgebrauch nicht genau mit jenem von Luhmann.

tiert werden, und es ist in diesem Fall eine Reflexion über ein Merkmal, die das System konstituiert: Selbstreflexion.¹⁹

Voraussetzung der Reflexion scheint zu sein, daß sich die selbstreferentiellen Systeme in einer spezifischen Weise differenzieren, ein Reflexionssystem herausbilden, welches die Selbstrepräsentanzen als Umwelt behandeln kann, ohne daß es dabei aus dem Auge verliert, daß es selbst Teil dessen ist, was es reflektiert.²⁰ Selbstreferenz in dem vorhin gekennzeichneten allgemeinen Sinn ist eine notwendige und hinreichende Bedingung für die Autopoiesis selbstreferentieller Systeme. Sie ist eine hinreichende Bedingung für die Konstitution einer kommunikativen Welt und der Identifizierung der Systeme als Elemente eben dieser Welt. Sowohl die kommunikative Welt als auch die Selbstidentifizierung der Systeme als ‚bestimmte‘ Systeme sind Reflexionsprodukte. Sie tauchen auf, sobald man selbstreferentiellen Systemen Reflexionsmöglichkeiten zugesteht: Jede Systemtheorie muß eine Innen-Außen-Differenz annehmen, einerseits das System, andererseits die Umwelt.

Bei selbstreferentiellen Systemtheorien geht die Außenwelt der Innenwelt nicht verloren: Sie wird in dem System selektiv repräsentiert, und das System nutzt diese Differenz zur Selbsterhaltung. Die Bildung selbstreferentieller Systeme ist von daher identisch mit der Bildung von Umwelt-Modellen. Sobald die Systeme selbstreflexiv werden, reicht es nicht mehr aus, von der Umwelt zu sprechen, vielmehr findet eine selektive und generalisierende Behandlung sowohl der Selbst- als auch der Umwelt-Modelle statt. Das System kann nicht nur ein Verhältnis zu sich selbst als Modell, sondern auch zu den Modellen der Umwelt herstellen, und es kann diese beiden Modelle relationieren.²¹ Der Möglichkeit, simplifizierende Selbstkonzepte reflexiv zu schaffen, korrespondiert die Möglichkeit, die Komplexität der Umwelten auf ein Weltkonzept zu reduzieren. Welt ist immer ein selektives Modell aus den repräsentierten Umwelten. Insofern ist es nicht sinnvoll, einen Unterschied zwischen

19 Luhmann nimmt diese Leistung schon für selbstreferentielle Akte in Anspruch.

20 „Das ‚Selbst‘ der Selbstreferenz muß sich selbst als unaustauschbar behandeln. Im Falle von Selbstbeobachtung muß es sich selbst mit dem Beobachter identifizieren.“ Luhmann: Soziale Systeme, S. 622.

21 Luhmann spricht für diesen Fall nicht mehr von ‚einfacher Reflexion‘ sondern von ‚Reflexionstheorien‘. Vgl. ebd., S. 620.

Selbstreferenz und Selbstreflexion einzuführen, ohne zugleich zwischen der Umwelt und der Welt zu unterscheiden. Eine Folge der Einführung des Reflexionskonzeptes in die Systemtheorie ist eine Hierarchisierung der Systeme. Manch ‚komplizierte‘ und ‚hochentwickelte‘ Systeme realisieren die Möglichkeit der Reflexion, andere ‚einfachere‘ Systeme tun dies nicht.

Luhmann spricht davon, daß Reflexivität und Reflexion ‚Sonderleistungen‘ von sozialen Systemen sind, „die nur unter bestimmten Voraussetzungen möglich“ sind. „Vor allem Interaktionssysteme kommen normalerweise ohne Reflexion ihrer Einheit aus.“²²

Vom Standpunkt selbstreflexiver Systeme aus betrachtet erscheinen selbstreferentielle Systeme als von anderer, weniger bestimmter Identität.

2.1.3 Konsequenzen für eine systemische Kommunikationstheorie

Die hier skizzierte Theorie selbstbeschreibender Systeme macht Kommunikationstheorien erforderlich. Wenn bislang nur allgemein von ‚Kommunikation‘ als Oberbegriff für eine Reihe von Problemen, die mit der Bildung mehrdimensionaler Systeme zusammenhängen, gesprochen wurde, so ist jetzt eine Präzisierung notwendig und möglich. Zunächst kann man einschränkend sagen, daß kommunikative Probleme bei der Bildung von selbstreferentiellen und selbstreflexiven Systemen auftauchen. Ob andere mehrdimensionale Systemtheorien, die nicht mit Konzepten der Selbstreferenz und Selbstreflexion arbeiten, Kommunikationstheorie brauchen, ist eine offene Frage. Betrachtet man jedoch die Systeme als selbstbeschreibende, so stellt sich das Problem, wie es zu dem Aufbau dieser Selbstbeschreibung in dem System für das System kommt. Kommunikationstheorien beschäftigen sich genau mit dieser Frage.

Selbstreferentielle Systeme sind so komplizierte Gebilde, daß die verschiedenen Dimensionen und Strukturen ganz unterschiedliche Forschungsrichtungen inspirieren können.

²² Ebd., S. 617.

Wird die selbstreferentielle Dimension nicht in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses gerückt, so behalten auch die Kommunikationstheorien eine untergeordnete Bedeutung. Beispielsweise sind ökologische Theorien lebender Systeme eher an der Beschreibung von System-Umwelt-Beziehungen, der Klassifikation von Umweltsystemen und der Beschreibung der Relationen zwischen dem Bezugssystem und den Umweltsystemen interessiert als an der Frage, ob und wie diese Umweltsysteme in dem System für das System repräsentiert sind.

In einem gewissen Sinne lassen sich die kommunikativen Probleme als Sonderfälle des allgemeinen Problems der Modellbildung auffassen. Wie alle anderen Modelle lassen sich auch die Selbstmodelle selbstreferentieller Systeme und deren Reflexion als asymmetrische Relationierungen beschreiben: Voraussetzung sind zwei Relata, die so getrennt werden, daß die eine Seite eine Aussage über die andere Seite macht, diese bezeichnet oder repräsentiert. Die asymmetrische Behandlung der Relation führt dazu, daß der eine Pol, das Modell, auf einer anderen logischen Ebene, einem anderen Abstraktions- oder Emergenzniveau liegt als der andere Pol, die bezeichneten Objekte. Wesentlich ist, daß bei der Trennung der Pole die Tatsache, daß es sich um eine Relation handelt, nicht zum Verschwinden gebracht wird, sondern mitrepräsentiert bleibt.

Dieser *Modellbegriff* taucht in zahlreichen Varianten in der Diskussion im systemisch-kybernetischen Paradigma auf. Bateson definiert beispielsweise sein Konzept von ‚Bedeutung‘ in diesem Sinne: „‚Bedeutung‘ kann man als ein annäherndes Synonym für Muster, Redundanz, Information und ‚Einschränkung‘ innerhalb eines Paradigmas der folgenden Art auffassen: von jeder Ansammlung von Ereignissen oder Objekten [...] soll gelten, daß sie ‚Redundanz‘ oder ‚Muster‘ enthält, wenn die Ansammlung irgendwie durch ein ‚Schnittzeichen‘ geteilt werden kann, so daß ein Beobachter, der nur wahrnimmt, was auf der einen Seite des Schnittzeichens ist, mit mehr als zufälligem Erfolg raten kann, was sich auf der anderen Seite des Schnittzeichens befindet. Wir können sagen, daß das, was auf der einen Seite des Schnittes liegt, Information über die andere Seite enthält oder Bedeutung für sie hat [...]. Die auf der einen Seite des Schnittes verfügbare Information wird falsches Raten einschränken.“²³

Luhmann versteht unter ‚Referenz‘ eine „Operation [...], die aus den Elementen der Unterscheidung und der Bezeichnung (distinction, indication im Sinne von Spencer

²³ Gregory Bateson: *Ökologie des Geistes*. Frankfurt/Main 1983, S. 185, vgl. auch S. 533 ff. Entsprechend wird der Prozeß des ‚Verstehens‘ von Bedeutungen konstruiert. Vgl. Gregory Bateson: *Geist und Natur. Eine notwendige Einheit*. Frankfurt/Main 1984, S. 234 ff.

Brown) besteht²⁴. Aus diesem Konzept der ‚Referenz‘ als einer Unterscheidungs- oder Relationierungsoperation werden alle übrigen Typen der Informationsgewinnung, Beobachtung, Selbstbeobachtung, auch Reflexion abgeleitet. Begriffe wie ‚Einheit‘, ‚Identität‘ oder ‚Selbst‘ werden gebraucht, um den Zusammenhang der Relata zu bezeichnen, die Tatsache, daß die Unterscheidung im Rahmen einer Relation vorgenommen wird. Würden andere Relationen ausgewählt und zerschnitten, kämen andere Unterscheidungen, Bezeichnungen, Beschreibungen, Repräsentationen oder ähnliches zustande.²⁵ Interessant ist bei diesem Referenzbegriff a) die Frage, ob auf ‚Differenz‘ oder auf ‚Einheit‘ abgestellt wird. Der erste Fall kann dann als Beobachtung oder als Fremdreferenz beschrieben werden, erst im zweiten Fall geht es um die Phänomene der ‚Selbstreferenz‘. Hier wird dann b) die Frage interessant, was jeweils bei den Unterscheidungen als Einheit vorausgesetzt wird. Bei ‚basaler Selbstreferenz‘ die ‚Elemente‘, bei ‚Reflexivität‘ die ‚Prozesse‘ und bei ‚Reflexion‘ das System als System.²⁶

Ganz gleich wie man die referentiellen oder informativen Relationierungen angeht, immer wird die eine Seite des Schnittes auf einem anderen Abstraktions- oder Emergenzniveau erscheinen als die andere: Sie ist Information ‚über‘ die andere Seite, Bezeichnung ‚von‘ etwas anderem, Symbol ‚für‘ Objekte auf der anderen Seite des Schnittes. Nur aufgrund dieser Ebenendifferenz dürfte das Modell (Bezeichnung, Beschreibung) in der Lage sein, nicht nur die andere Seite des Schnittes, sondern auch noch ‚diese‘ Seite des Schnittes zu bezeichnen und damit die Einheit der Relation mit zu repräsentieren.

Im einzelnen sind drei Probleme der Ausbildung von Modellen in den Systemen für das System zu unterscheiden: (Fremd-)Referenz, Selbstrepräsentation und (Selbst-)Reflexion. Diese drei aufeinander aufbauenden und damit nicht simultanen Relationierungsprobleme bilden zusammen das Problem der Kommunikation. Reflexion ist keine notwendige Bedingung für Kommunikation, wohl aber für ihre Thematisierung als Kommunikation und d. h. für Kommunikationstheorien. Unter Referenz verstehe ich die Relationierung zwischen den Elementen eines Bezugssystems und der Umwelt des Systems. Diese Relationierungsoperation ‚schafft‘ das System durch eine Grenzziehung zur Umwelt. Die

24 Luhmann: Soziale Systeme, S. 596.

25 „Will man die Einheit einer Differenz thematisieren, ist es notwendig, beide Seiten der Unterscheidung zu bestimmen. Die Einführung der Einheit einer Differenz in den Informationsgewinnungs- und -verarbeitungsprozess erfordert also Einführung von Limitationalität als Bedingung der Ergiebigkeit von Operationen.“ Ebd., S. 597.

26 Zu den drei Typen der Selbstreferenz vgl. ebd., S. 600 ff. Ders.: Identitätsgebrauch in selbstsubstituiven Ordnungen. Ders.: Reflexive Mechanismen. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 1. Opladen 1974, S. 92-112. Ders.: Vorbemerkungen zu einer Theorie sozialer Systeme. Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik.

Elemente des Systems treten dabei als Elemente – nicht als ‚System‘ – auf. Die Relationierung schafft Modelle der Umwelt für das System in dem System. Wesentlich ist bei dieser Relationierung die Differenz, und insofern kann man sie als Fremdreferenz bezeichnen. Die Umwelt erscheint als Referenz- oder Wahrnehmungsraum, der erst in dem Relationierungsprozeß Konturen gewinnt. Erst der ‚Schnitt‘, die Unterscheidung, schafft notwendig eine Differenz zwischen der Newtonschen Welt und der Welt der Kommunikation.²⁷

Alle weiteren Relationierungen haben es nur noch mit Informationen, allerdings auf unterschiedlichem Emergenzniveau, zu tun. Repräsentationen bezeichnen eine Form der Relationierung zwischen Informationen der drei Basisdimensionen des Systems. Der ‚Schnitt‘ wird dabei zwischen der selbstreferentiellen Dimension und den anderen Dimensionen gelegt. Man kann die entstehende (latente) Selbstbeschreibung als aufgehäuften, repräsentierten Systemgeschichte betrachten, die zur Bestandhaltung, Prozessregulation und Grenzerhaltung genutzt wird. Zu den Strukturen und Merkmalen der anderen Dimensionen verhält sie sich immer selektiv und generalisierend. Die Einheit dieses Relationierungsprozesses ist das System als ein mehrdimensionales System. Die Selbstbeschreibung konstituiert mit anderen Worten die Identität des Systems als mehrdimensionales, komplexes, differenziertes, dynamisches und selbstreferentielles Gebilde.

Reflexion oder Selbstthematisierung sind eine Form der Relationierung zwischen Systemen. Der Schnitt wird dabei so gelegt, daß auf der einen Seite die Selbstbeschreibung des Bezugssystems und auf der anderen Seite ein Reflexionssystem, welches sich als Teil des Bezugssystems entwirft, entsteht. Das Bezugssystem wird dabei als ein individuelles System unter vielen anderen, als ein bestimmtes Element der kommunikativen Welt identifiziert. Die Einheit dieser Operation läßt sich nicht mehr durch den Bezug auf das System als mehrdimensionales Gebilde, sondern nur noch in Bezug auf das System als Element einer (kommunikativen) Welt herstellen. Während referentielle und repräsentative Operationen in menschlichen Sozialsystemen durch Sprache vermittelt

27 Bateson: Ökologie des Geistes, S. 328 ff.

sein können, müssen reflexive Operationen notwendig durch ‚Sprache‘ verstärkt werden.

Vor diesem Hintergrund kann man Reflexion als ‚Verstärkung‘ von Strukturmerkmalen der selbstreferentiellen Dimension auffassen: Sie selektiert aus Programmen und generalisiert einzelne ihrer Aspekte. Das Konzept der Reflexion wird dadurch in die Nähe von soziologischen Medientheorien gerückt, die Medien als Selektionsverstärker auffassen.²⁸

Referenz, Repräsentation und Reflexion sind permanente Probleme in einem System, für dieses System, seine Elemente und/oder Teilsysteme, die sich als Elemente des Systems beschreiben. Zwischen Systemen, die sich selbst als (autonome) Systeme und nicht als Elemente anderer Systeme oder Reflexionssysteme beschreiben, findet keine Kommunikation statt.

Kommunikation im skizzierten Sinne ist weder eine Operation zwischen einem Sendend- und einem Empfangssystem, noch „Übertragung von Zuständen [...] zwischen kommunikationsfähigen Systemen“²⁹, noch eine „Verhaltensmodifikation eines selbstreferentiellen Systems durch eine anderes“.³⁰ Konzepte von ‚Sender‘ und ‚Empfänger‘ oder ‚Sprecher‘ und ‚Hörer‘ lassen sich als Elemente sozialer Systeme reformulieren. Man kann sie je einzeln auch als psychisches System modellieren. Voraussetzung für Kommunikation als Referenz ist immer, daß mindestens zwei Selektionszentren/Elemente ausgemacht werden können. Diese Bedingung, die in den gängigen Kommunikationstheorien immer wieder genannt wird, ist bei allen ‚echten‘ Systemen von vornherein gegeben. Es gehört eben zur ‚Tektonik‘ eines Systems, daß es aus mehr als einem Element zusammengesetzt ist.

Natürlich können Systeme als Teilsysteme oder als Subsysteme in andere Systeme eingebaut werden und hier einen Beitrag zum Aufbau dieses neuen Systems leisten. Sie wirken dann aber als Selektionszentren und sind am Aufbau der Selbstmodelle dieses Systems beteiligt. Wollen beispielsweise Staaten miteinander kommunizieren, so müssen spezielle soziale Systeme eingerichtet werden, etwa eine Ministerkonferenz oder ein

28 Vgl. hierzu auch die Bestimmungen der ‚reflexiven Mechanismen‘ als Strukturverstärker, bei Luhmann: Reflexive Mechanismen; zu den ‚Verstärkermechanismen in Organisationen‘ Niklas Luhmann: Organisation und Entscheidung. In: Ders.: Soziologische Aufklärung, Bd. 3. Opladen 1981, S. 353.

29 Gernot Wersig: Information Kommunikation Dokumentation. München 1971.

30 Hejl: Sozialwissenschaft als Theorie selbstreferentieller Systeme, S. 209.

Staatsbesuch. In diesen speziellen Systemen tauchen die Repräsentanten der beiden Staaten jeweils als Selektionszentren auf. Die Staaten sind für diese Systeme Umwelt. Im Laufe der Gespräche werden die Staaten oder deren wirtschaftliche, juristische, kulturelle oder andere Subsysteme zwar vermutlich zur relevanten Umwelt avancieren und wie selektiv auch immer repräsentiert werden – aber dies ist erst das Ergebnis der internen Relationierungsprozesse in dem speziellen Sozialsystem ‚Ministerkonferenz‘.

Es ist bei Zugrundelegung des beschriebenen Konzepts auch höchst mißverständlich, davon zu sprechen, daß eine ‚Überlappung von Kognitionsbereichen‘ oder die Ausbildung von ‚konsensuellen Bereichen‘ Voraussetzung für Kommunikation sei.³¹ Der Aufbau solcher Bereiche kann nur das Resultat von Kommunikation als Referenz und als Repräsentation sein. Es ist gerade die ureigenste Aufgabe von Kommunikationstheorien, zu klären, wie sich gemeinsame Umwelten konstituieren, die Selektionszentren/Kommunikatoren als Elemente eines Systems ihre Identität gewinnen. Andererseits ist klar, daß Kommunikation Gemeinsamkeit oder mindestens die Erwartung von Gemeinsamkeiten zwischen Kommunikatoren erfordert. Hier liegt eine Grundparadoxie der Kommunikation, die weder nach der einen noch nach der anderen Seite endgültig aufgelöst werden kann.

Wenn man Kommunikation als ‚Resonanz‘ oder ‚Interaktion‘ zwischen Systemen konzeptualisiert, muß man sich im übrigen vorsehen, nicht unversehens aus dem systemtheoretischen Paradigma auszubrechen und auf einfache Faktorenmodelle auszuweichen: Man muß ja davon ausgehen, daß das Kommunikationssystem mehrdimensional und komplex ist, nicht einfaches Element, ein Organismus oder ein Sender/Empfänger. Die Identifikation von Umweltsystemen als Umweltsysteme setzt insofern Referenz und Repräsentation voraus.

‚Resonanz‘ kann dann nur das Ergebnis interner Relationierungen sein, und die Frage, welche Selektionszentren (Plural!) referieren und was schließlich in dem System als Selbstmodell repräsentiert ist, wird zu einem Problem. Das System als System kann sich Außenkontakt – sei es nun als Handeln oder als Wahrnehmen – nur in einem Akt reflexiver Selbstimplifikation zuschreiben. Könnte es als System referieren, so verlöre die Unterscheidung zwischen Element/Selektionszentrum und System, und damit die gesamte Systemtheorie, ihren Sinn.

31 Jantsch: Die Selbstorganisation des Universums, S. 280 ff. Maturana: Erkennen, S. 262 ff., 290.

Zum Schluß noch eine Bemerkung zum Begriff ‚Kommunikationssystem‘. Wenn man Kommunikation im hier skizzierten Sinne auffasst, so wird er zu einem Synonym für selbstreferentielle Systeme. Alle selbstreferentiellen Systeme schaffen sich als selbstreferentielle Systeme durch Kommunikation. Andererseits muß man davon ausgehen, daß selbstreferentielle Systeme über sich auch aus einer anderen Perspektive als der des beschriebenen sukzessiven Aufbaus der Selbstmodelle reflektieren können. Aus diesen anderen Perspektiven würden sich die selbstreferentiellen Systeme dann vermutlich nicht als Kommunikationssysteme klassifizieren.

2.1.4 Systeme als Modelle und als Umweltobjekte

In der Systemtheorie wird immer wieder darüber diskutiert, ob Systeme ‚Gegenstände der Realität‘ sind, die als ganzheitliche Gebilde ‚objektiv‘ existieren, oder ob sie analytische Modelle, ‚kognitive Organisationsinstrumente‘ sind.³² Noch Luhmann bezieht in diesem Streit Position, indem er darauf insistiert, daß der Systembegriff „immer für einen realen Sachverhalt“ steht: „Wir meinen mit ‚System‘ also nie ein nur analytisches System, eine bloße gedankliche Konstruktion, ein bloßes Modell.“³³

Solange man nicht von selbstreferentiellen Systemen ausgeht, scheint diese Frage tatsächlich eine grundlegende theoretische Vorentscheidung zu erzwingen. Sobald man aber von selbstreferentiellen Systemen ausgeht, verwandelt sich das Problem von einem erkenntnistheoretischen Geschmacksurteil in eine empirische Frage: Wenn sich beliebige ‚Objekte‘ als selbstreferentielle Systeme entwerfen, dann existieren diese Objekte, und zwar real als Systeme. Tun sie es nicht, so existieren sie auch nicht als Systeme – jedenfalls nicht als selbstreferentielle Systeme. Der Kommunikationsforscher wird dann auch Schwierigkeiten haben, sie als selbstreferentielle Modelle abzubilden. Selbstreferentielle Systeme sind eben nur dann Systeme, wenn sie sich selbst als System beschreiben und diese Beschreibung zur Identitätsbestimmung nutzen. Und genau dies

32 Lenk/Ropohl: Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm, mit Literaturhinweisen.

33 Luhmann: Soziale Systeme, S. 599.

tun Zellen, Personen und soziale ‚Gegenstände‘. Wenn also beispielsweise Ropohl als ein Anhänger des Modellkonzepts schreibt: „Im strengen Sinne ‚ist‘ ein System nach dieser Auffassung nicht mehr und nicht weniger als die systemtheoretische Darstellung eines Gegenstandes“, so braucht man nur zu ergänzen: „Als ein System durch dieses System“, und man hat damit eine notwendige Bedingung für die Existenz selbstreferentieller Systeme formuliert.³⁴ Wie Luhmann an anderer Stelle einmal betont, kann „die Welt nicht auf den Soziologen“ – oder auf andere Modellbildner – warten, sie hat ihre Probleme immer schon gelöst.³⁵ Mit anderen Worten, haben sich Elemente der Welt schon lange bevor sie von Wissenschaftlern als Systeme reflektiert wurden als Systeme (latent) selbst beschrieben.

2.1.5 Medien

Medientheorien sind in der soziologischen Systemtheorie notwendig, um Folgeprobleme, die sich aus der Logik der systemtheoretischen Argumentation ergeben, die aber nicht mit den Mitteln der Systemtheorie zu behandeln sind, zu beschreiben. Bislang wurden die Folgelasten der Theorie selbstreferentieller Systeme nur in bezug auf die Welt – also gleichsam in makroskopischer Sicht – angesprochen. Es gibt aber auch im mikroskopischen Bereich unausweichliche Abgrenzungsprobleme und Bedürfnisse für Anschlußtheorien. Systeme können sich nur soweit erfassen, soweit sie sich selbst produzieren; alles, was nicht selbst produziert ist, wird der Umwelt zugerechnet. Die kleinsten selbstproduzierten Einheiten sind aber die Elemente des Systems, oder allgemeiner ausgedrückt: die Merkmale der Strukturen der Dimensionen. Mehr als ihre Leistung für den Systemaufbau läßt sich vom Standpunkt einer Systemtheorie aus nicht beschreiben. Sollen diese Letztelemente weiter zerlegt und ihre Strukturen betrachtet werden, so verläßt man das Emergenzniveau oder die logische Ebene des Bezugssystems. Das Problem der logischen Typen, welches sich schon bei der Beschreibung des Systems

34 Luhmann: 1978, S. 32.

35 Luhmann: Veränderungen im System gesellschaftlicher Kommunikation und die Massenmedien. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3. Opladen 1981, S. 316.

entweder als System und/oder als Element der Welt stellte, wiederholt sich im mikroskopischen Bereich bei der Beschreibung der Systemmerkmale einerseits als Letztelemente und andererseits als Elemente mit einer komplizierten, u. U. sogar systemischen Struktur.

In der Komplexitätsdimension können die Letztelemente wiederum als Systeme – Teilsysteme oder andere Systemtypen – aufgefasst werden. In der Differenzierungsdimension lassen sich die Umweltsysteme ebenfalls in unterschiedlicher Weise als Systeme auffassen. Kompliziert wird es mit den Ereignissen (Selektionen) und den Informationen als Letztelemente der dynamischen, bzw. der selbstreferentiellen, Dimension. In dieser Arbeit wird von ‚Medien‘ gesprochen, wenn die Letztelemente dieser beiden Dimensionen weiter dekomponiert und/oder aus einer anderen Perspektive als der des Systemaufbaus betrachtet werden.

Erscheinungen, die wir in der alltäglichen Einstellung als einen ‚Gesprächsbeitrag‘ oder eine ‚Äußerung‘ bezeichnen, sind so kompliziert, daß eine Modellierung als Ereignis in der dynamischen Dimension sozialer Systeme unbefriedigend bleibt. Beispielsweise sind die ‚sprachlichen‘ Voraussetzungen dieser Äußerungen in dem Modell bislang noch gar nicht erfasst. Das gleiche gilt etwa für ‚Werkzeuge‘, mit denen irgendwelche sozialen Aktivitäten ausgeführt werden. Will man auch diese Voraussetzungen noch erfassen, so muss man auf Medientheorien ausweichen.

Ansatzpunkt für alle Medientheorien sind dynamische Ereignisse und Informationen. Der Zusammenhang zwischen den Medientheorien und den Theorien über die Strukturen der Dimensionen des Systems wird durch die Metapher der ‚Selektionsverstärkung‘ hergestellt: Medien werden als Verstärker der Selektionen – also der kleinsten Elemente des Systems – aufgefasst.³⁶ Kommunikationsmedien verstärken entsprechend die Referenz-, Repräsentations- oder Reflexionsleistung von Ereignissen.

Für eine detaillierte Beschreibung der Beziehung zwischen den Selektionen und den Medien fehlen im Augenblick noch Grundlagen. Vielleicht sollte man in Anschluß an das von Bateson entwickelte Konzept

³⁶ Auf die Tatsache, daß Medien einem anderen logischen Typus als die Selektion angehören, hat Bateson mehrfach aufmerksam gemacht. Vgl. Bateson: Geist und Natur, S. 144 f. Vgl. auch Luhmann: Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien, S. 94 ff.

der ‚positiven und negativen Rückkoppelung‘ zwischen positiven und negativen Selektionsverstärkungen unterscheiden.³⁷ Positive Selektionsverstärkungen können zum Durchdrehen der Systeme führen, negative zu Retardierungen und schließlich zur Auflösung des Systems aus Mangel an Anschlußselektivität.

Unter bestimmten Umständen lassen sich die Medien vom Standpunkt von Beobachtungssystemen wiederum als ‚Systeme‘ mit einer eigenen Code-Struktur beschreiben. Im Prinzip könnte das Konzept der *Medien als Selektionsverstärker* dann auch wieder auf die Codeelemente dieses Systems angewendet werden, so daß eine große Tiefenstaffelung von Medientheorien möglich wird. In jedem Fall stellt sich, wenn man die Möglichkeit, Medien als Systeme zu behandeln, in Betracht zieht, die Frage, in welchem Verhältnis dieser Systemtyp zu den anderen Elementen der kommunikativen Welt steht. In dieser Arbeit werden die aus Medien entwickelten Systeme als sekundäre Systeme typisiert und den primären selbstreferentiellen Systemen, die prinzipiell über die Möglichkeit der Selbstreflexion verfügen, gegenübergestellt. Begründen lässt sich dieses Vorgehen damit, daß die sekundären Systeme kein Bezugssystem einer kommunikationswissenschaftlichen Analyse sein können – sondern eben nur immer an diese anschließen. Dies ist auch der Grund, warum kein direkter Weg von Sprachanalysen zur Kommunikation und zu Kommunikationsanalysen führt.

2.2 Die kommunikative Welt und ihre Gliederung

2.2.1 Kommunikative Welt und Systeme

Die Autokatalyse eines jeden Systems schafft zugleich die Umwelt für dieses System, jede Selbstbeschreibung ist zugleich Umweltbeschreibung. Die Welt entsteht demgegenüber im Prozeß der Selbstreflexion der Systeme. Genauso wie die Identitätskonstruktion eines Systems ein Akt reflexiver Simplifikation der Selbstbeschreibung ist, so ist die Welt eine Simplifikation von Umweltrepräsentationen. Entsprechend benöti-

³⁷ Bateson: Ökologie des Geistes, z. B. S. 422 ff.

gen selbstreferentielle Systemtheorien, die ohne Reflexionstheorien auskommen, keine Welt-, sondern nur Umweltkonzepte.³⁸

Dieser Zusammenhang zwischen Systemtheorie und Weltkonzepten macht es von vornherein wahrscheinlich, daß einfache Systemtheorien mit einfachen Umweltkonzepten auskommen, während Theorien selbstreflexiver Systeme kompliziertere ‚Projektionen‘ der Welt entwerfen müssen. In der Tat machen Systemtheorien, die nur mit Tektonik und Funktion (Komplexität und Differenzierung) argumentieren, keinen qualitativen Unterschied zwischen System und Umwelt. Eine Unterscheidung zwischen Umwelt und Welt wird überhaupt nicht gebraucht.

Die Umwelt wird in diesen Konzeptionen meist als Ansammlung von Systemen mit der folgenden Ordnung aufgefaßt: Jedes beliebige Bezugssystem steht in einer ‚Systemhierarchie‘, die „theoretisch nach oben wie nach unten unendlich ist.“³⁹ Nur pragmatisch, also ohne Rückgriff auf systemtheoretisch konstituierte Kriterien, läßt sich dann doch eine Grenze einführen: „Nach gegenwärtiger Kenntnis liegen die empirischen Grenzen solcher hierarchischen Betrachtung beim Weltall als ranghöchstem System, für das keine Umgebung und kein Supersystem mehr auszumachen ist, und bei den Elementarteilchen, aus denen sich die Atome zusammensetzen als rangniedersten Systemen, die nicht wieder in Subsysteme zu gliedern sind.“⁴⁰ Das größte vorstellbare System, welches alle anderen Systeme enthält, bekommt einen Sonderstatus, ‚Welt‘-All oder ‚Welt‘-Gesellschaft oder ähnliches, das kleinste ebenfalls, ‚Elementar‘-Teilchen oder ‚einfache‘ Sozialsysteme. Aber auch das größte System besitzt die gleiche Komplexität oder Tektonik wie jedes andere System. Es unterscheidet sich bestenfalls quantitativ, indem es mehr ‚Elemente‘ als andere Systeme und weniger Umwelt hat. Funktionen kann es nur noch für andere Sub- oder Teilsysteme, nicht mehr nach ‚außen‘ haben - was immer man sich in dieser Konzeption darunter vorstellen mag. Aus der Logik dieses Theorieaufbaus folgt weiter, daß alle Systeme untereinander in (hierarchischer) Beziehung stehen müssen. Jedes System ist irgendwie Subsystem des Supersystems und selbst Supersystem zu anderen (Teil-)Systemen. Gleich-,artige‘ Systeme, die den gleichen Rang besitzen, sind logisch ausgeschlossen.⁴¹ Die Umwelt jedes Systems sind wieder Systeme, die sich hierarchisch leicht beschreiben lassen. Die Welt ist ein Supersystem mit der gleichen Struktur wie das Bezugssystem.

38 Auch Luhmann führt den ‚Welt‘-Begriff erst im Zusammenhang mit dem Sinnbegriff, eben „als Leithorizont allen Sinnes“, ein, nicht bei der Darstellung der drei Typen der Selbstreferenz. Luhmann: Soziale Systeme, S. 105, S. 283 ff.

39 Ropohl: Einführung in die allgemeine Systemtheorie, S. 29.

40 Ebd.

41 Voraussetzung hierfür wäre die Einführung eines zweiten, etwa typologischen Parameters neben dem hierarchischen. Ropohl tut dies faktisch, aber ebenfalls pragmatisch, indem er die Kategorie des „Erkenntnisinteresses von Wis-

Während einfache Systemtheorien Welt und Umwelt auf Systeme reduzieren und deshalb auch mit den Mitteln der Systemtheorie beschreiben können, wird dies schon weit schwieriger, wenn man von selbstreferentiellen Systemen ausgeht. Diese schaffen ja nicht nur sich selbst und ihre Umweltsysteme, sondern sie beschreiben auch sich selbst und ihre Umwelt. Da dies die Umweltsysteme auch tun, entsteht nicht nur eine Vielzahl von Systemen und Beziehungen zwischen den Systemen, sondern auch eine Vielzahl von Beschreibungen und Beziehungen zwischen diesen Beschreibungen – mit allen Konsequenzen für die Konflikte zwischen Selbst- und Fremdbeschreibungen.⁴² Ob und wie die Systeme sich hierarchisch zueinander ordnen, wird zu einer empirischen Frage. In jedem Fall emergiert die Welt – geht man von selbstreferentiellen Systemen aus – auf zwei verschiedenen Niveaus. Unterstellt man selbstreflexive Systeme, so kommt noch ein drittes Emergenzniveau hinzu. Spätestens dann reichen lineare hierarchische Konzeptionen von der Welt nicht mehr aus. Die Welt ist nicht nur nach Typen, sondern zusätzlich noch auf Ebenen geordnet.

Die Diskussion über die Frage, wie sich die Ordnungsstrukturen der Welt zu den Ordnungsstrukturen der Systeme verhalten, ist bislang noch nicht intensiv behandelt. Nur wenn man die Welt als (Super-)System begreift, fällt eine Antwort leicht: Die Welt muß dann die gleichen Dimensionen wie die Systeme haben und kann mit den gleichen Kategorien beschrieben werden. Geht man davon aus, daß die Welt auf einem anderen Niveau emergiert als die Systeme, von anderer Dynamik und Komplexität ist, so muß auch eine Differenz zwischen der Systemtheorie und den Anschauungen über die Welt angenommen und diese Relation beschrieben werden. Man kann auch sagen: Weil die Ordnung der Welt auf einem anderen Emergenzniveau als die der Systeme liegt, wird die

senschaftlern“ einführt. Psychologen nehmen andere Systembildungen vor als Soziologen. (Ropohl: Einführung in die allgemeine Systemtheorie, S. 29) Die unterschiedlichen Systemtypenbildungen können dann sogar in einer „morphologischen Systematik“ beschrieben werden (S. 37 ff.). Sollte dieser freilich auch mathematisch exakt eingeführt werden, dürfte es Probleme geben, die mit den bis dahin verwendeten „linearen“ Konzepten nicht leicht zu lösen sind.

42 Auf dieser Ebene lassen sich die Konzepte der ‚doppelten Kontingenz‘ an die Systemtheorien ausschließen.

Differenz zwischen System und Welt aufrechterhalten. Systeme können sich selbst als Systeme beschreiben, offen bleiben mag, ob die Welt sich selbst als Welt beschreiben kann; die Systeme können die Welt jedenfalls nur als Elemente dieser Welt reflektieren und als Umwelt beschreiben. Dies eben ist die Konsequenz des selbstreferentiellen Theorieaufbaus, der weder einen Metastandpunkt außerhalb der Welt noch eine Kontrolle über die Welt vom Standpunkt eines Elements zuläßt. Die Rede von der Welt als Supersystem verwischt diese Differenz, schiebt sie hinaus – weil sich natürlich auf der Ebene der Supersysteme die System-Welt-Problematik erneut stellt – und verunmöglicht damit letztlich eine konsequente Thematisierung der System-Welt-Beziehung. Wenn sich die Ordnung der Welt aber nicht auf die Strukturen der Dimensionen der Systeme reduzieren läßt, dann ist es sinnvoll, die Welt mit anderen Kategorien als die Systeme zu beschreiben. So wie die Systeme durch Dimensionen charakterisiert sind, wird in dieser Arbeit die Welt durch ‚Parameter‘ beschrieben. Die Ordnung der Welt ist ein reflexiver und normativer Akt vom Standpunkt eines Elementes dieser Welt, und zwar eines kommunikationswissenschaftlichen Forschungssystems. Genetisch betrachtet ist die Weltkonzeption das Produkt der Klassifikation der zahlreichen Beschreibungen vom Umwelten und System-Umwelt-Beziehungen, die im Laufe der Zeit von verschiedenen Forschungssystemen angefertigt wurden. Die Vorstellungen über die kommunikative Welt sind gleichsam der Versuch, die Überkomplexität der selbstproduzierten Umwelten zu reduzieren – diesmal nicht mit einem System-, sondern mit einem Weltkonzept. Selbstverständlich simplifizieren die Vorstellungen über diese ‚kommunikative Welt‘ die Komplexität vom Umwelt und Welt. Aber solche Simplifizierungen sind hier ebenso wie bei der Selbstbeschreibung von Systemen unumgänglich.⁴³ Die Kodifizierung der Simplifizierung hat den Vorteil, daß sie es anderen Forschungssystemen erlaubt, die Welt in ähnlicher Weise zu ordnen. Die Darstellung in diesem Abschnitt hat insofern den gleichen Service-Status wie die Darstellung der Dimensionen der Systeme. Für kommunikationswissenschaftliche Zwecke hat es

43 Die Genese der ‚Parameter‘ der kommunikativen Welt ist ähnlich verlaufen wie die der Dimensionen der Systeme. Es wurden tentativ Kategorien ausgesucht und bei der Selbst- und Umweltbeschreibung bzw. -reflexion angewendet, korrigiert, erneut angewendet usw.

sich als sinnvoll herausgestellt, die folgenden drei Parameter anzunehmen:

- (taxonomische) Typen von Systemen
- logische Ebenen (Emergenzniveaus)
- Chronologie (evolutionäre Stadien).

Die auf diese Parameter projizierte Umwelt kommunikationswissenschaftlicher Forschungssysteme mit der in dieser Arbeit vorgestellten Selbstbeschreibung heißt ‚Kommunikative Welt‘.⁴⁴

Die Diskussion über die Frage, wieviele ‚Dimensionen‘ oder Parameter für die Welt angesetzt werden sollen, scheint bei den systemisch orientierten Biologen am meisten fortgeschritten. Mossakowski und Nettmann beantworten die Frage „Is there a linear hierarchy of biological systems?“ und schlagen für die Klassifikation der ‚biological systems‘ vom Standpunkt des Biologen eine „two dimensional hierarchy“ vor: Die Geschichte der Biologie habe gezeigt, daß ‚ein Klassifikationskriterium nicht genug ist für die immense Vielfalt biologischer Systeme‘ und weiter: „A fundamental observation for a description of the hierarchical relations between biological systems is that there is a number of organization levels, in which different sorts of systems exist. These levels do not evolve from one another and they do not follow historically, but they exist together in the same moment.“⁴⁵ Diese beiden Dimensionen der biologischen Welt entsprechen in etwa den klassifikatorischen Typen und den logischen Ebenen, die für die kommunikative Welt vorgeschlagen wurden. Einen Zeit- oder Evolutionsparameter führen die Autoren nicht ein. Sie weisen aber ausdrücklich darauf hin, daß unterschiedliche Systemtypen „de-

44 Diese Einteilung stammt aus dem Jahr 1984 und erfolgte vor dem Hintergrund einer Allgemeinen Systemtheorie mit der Absicht, die Parameter der ‚world of systems‘ (Mario Bunge: *Treatise on Basic Philosophy*. Bd 4: *Ontology II: A World of Systems*. Dordrecht 1979) zu bestimmen. Zu diesem Zeitpunkt lag das dreidimensionale Kommunikationsmodell noch nicht vor. Vor dem Hintergrund der Kommunikationstheorie ergibt sich eine andere Gliederung der ‚kommunikativen Welt‘ als vor dem Hintergrund der Systemtheorie. Unterschieden werden der epistemologisch-informationstheoretische, der topologisch-netzwerktheoretische und der ontologisch-spiegelungstheoretische Parameter. Die Systembildung wird auf den topologisch-netzwerktheoretischen Parameter beschrieben. Die Begründungen für die Notwendigkeit der Parametrisierung der Welt und insbesondere auch für die Annahme des ontologischen Parameters behalten ihre Gültigkeit.

45 Dietrich Mossakowski/Hans-Konrad Nettmann: *Is there a Linear Hierarchy of Biological Systems?* In: Gerhard Roth/Helmut Schwegler: *Self-organizing systems. An interdisciplinary approach*. Frankfurt/Main/New York 1981, S. 40 f., vgl. auch die Abb. 2, S. 43.

monstrate behavior on widely differing time scales⁴⁶. Die Bedingung der Möglichkeit des Vergleichs von ‚Reproduktionszyklen‘ unterschiedlicher Systemtypen, die mehrfach ausdrücklich gefordert wird, scheint m. E. jedoch ein allgemeines Zeitkonzept zu sein. Für jedes System als System gilt eine eigene Zeitkonzeption. Die Autoren sehen dies genauso, lehnen aber einen abstrakten Zeitparameter gerade deshalb ab, weil die jeweiligen Reproduktionszyklen für die einzelnen Systemtypen charakteristisch seien. Dies kann man zugestehen und muß dann die abstrakte Weltzeitskala als Produkt reflexiver Selbst- und Umweltsimplifikation einführen. Dieser ideale und reflexive Charakter ist aber nicht nur dem Zeitparameter, sondern genauso auch den Ebenen und Typen eigen. Andererseits ist die Annahme einer abstrakten (Welt-)Zeit selbst bei sozialen Systemen eine relativ neue Errungenschaft.

Die Annahme der Parameter der Welt und ihre inhaltliche, taxonomische Auffüllung hat Rückwirkungen auf die Beschreibung der System-Umwelt-Beziehungen. Kommunikationswissenschaftliche Forschungssysteme werden beispielsweise das Weltkonzept von vornherein zur Steuerung der dynamischen Prozesse und damit auch zur Referenz auf und zur Repräsentation von Umwelt nutzen. Die Umwelt wird gleichsam als ein Ausschnitt von Welt geschaffen. Das Verhältnis zwischen Welt und Umwelt läßt sich als ein selektives beschreiben: Jede Umwelt ist eine Selektion aus der Welt. Weiterhin hat die Einführung dieses Weltkonzepts Konsequenzen für die reflexive Bestimmung der Identität der Systeme. Die Projektion der Welt wird von den kommunikationswissenschaftlichen Forschungssystemen zur Bestimmung ihrer Identität, ihrer Stellung in der Welt genutzt. Normalerweise werden sie sich selbst als ein organisiertes Sozialsystem identifizieren und sich damit zugleich von zahlreichen anderen Typen von sozialen Systemen auf anderen Emergenzniveaus und in anderen historischen Epochen abgrenzen. Kommunikation als Reflexion besteht in einer Relationierung zwischen dem System der Welt und ist insoweit auf Projektionen von Welt angewiesen. Man kann auch sagen: Welt ist das Korrelat zur selbstreflexiven Identität der Systeme.

46 Ebd., S. 45.

2.2.2 Die Parameter der kommunikativen Welt

Klassifikatorische Typen

Alle systemtheoretischen Untersuchungen stehen vor der Notwendigkeit, Typen von Systemen anzunehmen und diese in der einen oder anderen Form ‚taxonomisch‘ zu klassifizieren. Die Typologie der Elemente der kommunikativen Welt ergibt sich aus den Vorannahmen über die Stellung der Systemtheorie zu den übrigen einzelwissenschaftlichen Theorien. Systeme werden als „supra-, inter- und multidisziplinäre Generalisierungen wissenschaftlicher Modellbildung“ aufgefaßt.⁴⁷ Als Elemente der kommunikativen Welt kommen danach nur Systematisierungen einzelwissenschaftlicher Aussagen und Modelle in Frage. Je nachdem, aus welchen Einzelwissenschaften Aussagen modelliert werden, entstehen unterschiedliche Typen von Systemen. Die Anzahl der Typen wird so gesehen zunächst durch die Anzahl der einzelwissenschaftlichen Disziplinen bestimmt, deren Modelle sich systemisch reformulieren lassen. Man könnte insofern von soziologischen oder biologischen Systemen sprechen, wenn Aussagen der Soziologie oder der Biologie systemisch reformuliert werden. Aufgrund des inter- und multidisziplinären Charakters der Systemtheorie ist es aber nicht sinnvoll, die typologische Kennzeichnung der Systeme zu eng an die Bezeichnungen der traditionellen Einzelwissenschaften anzulehnen. Jedes Element der kommunikativen Welt integriert in sich Aussagen aus verschiedenen, teilweise benachbarten, teilweise weiter entfernten Disziplinen. Wäre dies anders, bestünde keine Notwendigkeit meta- oder supradisziplinärer Modellbildung. Ich spreche deshalb von psychischen – nicht von psychologischen – Systemen, wenn ich diejenigen Elemente der kommunikativen Welt meine, die im wesentlichen mit Rückgriff auf psychologische – aber eben auch auf neurophysiologische und andere – Konzepte entwickelt sind. Soziale Systeme sind entsprechend im wesentlichen aus soziologischen, aber auch aus sozialpsychologischen, verhaltenswissenschaftlichen und anderen Konzepten aufgebaut. Biogene Systeme schließlich sind im we-

47 Ropohl: Einführung in die Allgemeine Systemtheorie, S.45. Vgl. auch Hans Lenk: Wissenschaftstheorie und Systemtheorie. In: Lenk/Ropohl: Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm, S. 255.

sentlichen Modelle über traditionelle biologische Aussagen. Andererseits werden sie sich nicht ohne Rückgriff auf (bio-)chemische Vorstellungen beschreiben lassen, wenn man nicht weit hinter den Stand der einschlägigen Forschung zurückfallen will.

Erst nach diesen grundsätzlichen Überlegungen über den Sinn des typologischen Parameters kann man sich den spezifischen Skalierungsproblemen zuwenden. Natürlich ist es wünschenswert, Maßeinheiten auf diesem Parameter einzutragen, ‚einzelne‘ Typen festzulegen. Als Ausgangspunkt für eine solche Klassifikation bietet sich eine morphologische Selbstreflexion der Systeme an.⁴⁸ Es wird zunächst zwischen primären und sekundären Systemen unterschieden. Primäre Systeme sind alle selbstreferentielle, vierdimensionale Systeme, die prinzipiell über die Möglichkeit der Selbstreflexion verfügen. Als primäre Systeme kommen danach, soweit sich dies beim gegenwärtigen Stand systemischer Rekonstruktion sagen läßt, nur biogene, psychische und soziale Systeme in Frage. Nur diese Systeme können als Bezugssysteme kommunikationswissenschaftlicher Forschung ausgesucht werden. Anders ausgedrückt: Kommunikationswissenschaftliche Forschungssysteme können sich entweder als biogene, soziale oder psychische Systeme (oder als Subsysteme derselben) definieren.

Ob es sinnvoll ist, zwischen den drei primären selbstreferentiellen Systemen noch eine Hierarchisierung vorzunehmen, kann im Augenblick nicht entschieden werden. Sinnvoll wäre es möglicherweise dann, wenn man biogenen Systemen ‚Selbstreflexion‘ abspricht. Andererseits gibt es keine Veranlassung, von vornherein auszuschließen, daß andere Systeme in den Status von primären Systemen gelangen.

Sekundäre Systeme sind alle übrigen Systeme. Unter diesen Typus fallen also alle fremdreferentiellen, vierdimensionalen Systeme und Systeme mit weniger als vier Dimensionen. Alle von einem Bezugssystem als Selektionsverstärker (Medium) benutzten Systeme sind fremdreferentiell und insofern sekundäre Systeme. Sekundäre Systeme wie beispielsweise Zeichen-, Symbolsysteme und technische Systeme spielen insbesondere bei medientheoretischen Überlegungen eine Rolle. Die vorgetragenen typologischen Überlegungen haben eine Vielzahl von Konsequenzen,

48 Zur morphologischen Systematik in Systemen vgl. etwa P. Dubach 1969 und die Aufstellung bei Lenk/Ropohl: Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm, S. 33 ff.

die zumeist auch schon in der einen oder anderen Form in der systemtheoretischen Diskussion beleuchtet wurden. Auf drei Folgelasten soll kurz eingegangen werden.

- ‚Alltagsweltliche Konzepte‘ können in die kommunikative Welt nicht ohne weiteres Eingang finden. Sie sind Daten, die, wie vage auch immer, in einzelwissenschaftlicher Perspektive verarbeitet werden müssen, ehe sie systematisiert werden können. ‚Reale Gegenstände der erfahrbaren Außenwelt‘ (‚konkrete Systeme‘) können nach der hier vertretenen Konzeption niemals ohne den Umweg über Reflexion, und zwar einer solchen, die bestimmte einzelwissenschaftliche und systemtheoretische Bedingungen erfüllt, als Elemente der kommunikativen Welt angesprochen werden.⁴⁹
- *Ohne eine ausreichende Kenntnis der Theorien und Ergebnisse mindestens einer Basisdisziplin scheinen kommunikationswissenschaftliche Untersuchungen kaum möglich.* Werden soziale Systeme erforscht, so sind soziologische Konzepte wie ‚Rolle‘, ‚doppelte Kontingenz‘, ‚soziale Ereignisse‘, ‚Institutionen‘ und ähnliches erforderlich. Das gleiche gilt auch für die Modellierung psychischer Systeme, wo psychologische Konzepte über Wahrnehmung oder Selbstbewußtsein zu verwenden sind. Zusätzlich ist Vertrautheit mit den Prinzipien systemtheoretischer Modellierungen zu fordern.⁵⁰ Diese Doppelqualifikation erschwert den Forschungsprozeß. Andererseits wird der Einstieg in die kommunikative Welt anderen Vertretern der in Anspruch genommenen Basisdisziplinen erleichtert.
- Wenn soziale Systeme im Sinne der hier vorgenommenen Ableitung wichtige Elemente der kommunikativen Welt sind, so sind von vornherein ‚interdisziplinäre‘ Abgrenzungsprobleme zu erwarten. Bekanntlich stand die Abgrenzung ‚soziologischer Tatbestände‘ von psychischen und biologischen Phänomenen am Anfang der Konstitution der Soziologie als Disziplin bei Durkheim.⁵¹

49 Ebd., S. 33. Damit entfällt die Grundlage für die verwendete Einteilung in ‚abstrakte‘ und ‚konkrete‘ Systeme. Vgl. auch ebd., S. 258 f.

50 Ebd., S. 265.

51 Émile Durkheim: Regeln der soziologischen Methode. Neuwied/Berlin 1970, S. 105 ff. Die Abgrenzung ‚soziologischer Tatbestände‘ von psychischen und biolo-

Entweder bei der Konstruktion der sozialen Systeme oder bei der Beschreibung der Beziehungen zwischen sozialen und psychischen bzw. biogenen Systemen werden vermutlich klassische Abgrenzungsprobleme reaktiviert. Ähnliches gilt gewiß auch für die Beschreibung biogener und psychischer Systeme. Immerhin scheint der supradisziplinäre Status der Systemtheorie neue Möglichkeiten zur Behandlung dieser alten Relationierungsprobleme zu eröffnen.

Die vorgestellte Typologie ist offen und lernfähig. Sie ist offen für weitere Typen und lernfähig in dem Sinne, daß vorhandene Typen präziser beschrieben und möglicherweise anders morphologisch eingeordnet werden können.

Während bei zahlreichen systemischen Untersuchungen die typologischen Vorannahmen kaum ausbuchstabiert werden und vermutlich auch eine geringe Rolle spielen, können Untersuchungen, die von selbstreflexiven Systemen ausgehen, offenbar auf eine ‚Projektion‘ eines typologischen Parameters nicht verzichten. Die selbstreferentiellen Systeme ordnen sich auf diesen typologischen Parameter an irgendeiner Stelle als biogenes, soziales oder psychisches System ein. Selbstreflexive Systeme nutzen diese Einordnung zur Identitätsbestimmung.

Emergenzniveaus oder Ebenen der kommunikativen Welt

Jede Systemtheorie muß sich mit dem Problem der Emergenz auseinandersetzen. Dies gilt schon für die einfachsten strukturalistischen Ansätze: Hier wird mindestens behauptet, daß die ‚Ordnung‘ oder die ‚Eigenschaften‘ eines ‚gesamten Systems nicht der Summe der Eigenschaften ihrer Teile gleich sind‘. Das System ‚emergiert‘ auf einem anderen Niveau oder auf einer anderen Stufe als die Elemente. Laszlo spricht von der ‚Nicht-Reduzierbarkeit‘ der Systemeigenschaft auf die Eigen-

gischen Erscheinungen stand am Anfang der Konstitution der Soziologie als Disziplin bei Durkheim (S. 105 ff.). Vgl. zu diesen Problemen auch Talcott Parsons: *Social Structure and Personality*. New York 1974. Und Niklas Luhmann: *Symbiotische Mechanismen*. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung*, Bd. 3. Opladen 1981, S. 228-244.

schaften der Elemente oder deren Addition.⁵² Selbstreferentielle Systemtheorien gehen darüber hinaus davon aus, daß die Selbstbeschreibungen der Systeme auf einem anderen Niveau emergieren als das System. Die Selbstbeschreibung ist ein selektives und generalisierendes Modell des Systems über das System. Auch die Umwelt eines beliebigen Systems emergiert auf einer anderen Ebene als die in dem System für das System repräsentierte Umwelt. Wird schließlich Systemen Selbstreflexion zugestanden, so liegt diese wiederum auf einem anderen Emergenzniveau als die Selbstbeschreibung.

Geht man von diesen Überlegungen aus, so läßt sich der Parameter der ‚Emergenz‘ oder der logischen Ebenen oder Stufen zunächst ganz allgemein als eine Hierarchie von Modellen bestimmen. Auf einer beliebigen Stufe hat man ein System – welches selbst schon ein Modell ist –, auf einer nächst höheren Stufe ein Modell dieses Systems, auf der nachfolgenden Stufe ein Metamodell usw. Außerdem kann man, wenn man gleichsam in den Mikrokosmos der Systeme eindringt, das Emergenzniveau eines Systems unterschreiten, zu den Strukturen der Dimensionen, Elemente, Selektionsverstärkungen (Medien), Verstärkern der Medien usw. vordringen.

Um diesen Parameter zu skalieren, bietet es sich an, auf die Erfahrungen der Biologie zurückzugreifen. Man spricht dort von Individuen oder Exemplaren, Arten, Familien, Gattungen, Ordnungen und Klassen, wenn man verschiedene Emergenzniveaus der botanischen Welt auseinanderhalten möchte. Artmodelle verhalten sich generalisierend und selektiv zu den Individuen, Familien zu den Arten, Gattungen zu den Familien usw.⁵³ Spätestens allerdings, wenn man von selbstreferen-

52 Ervin Laszlo: *Evolution und Invarianz in der Sicht der allgemeinen Systemtheorie*. In: Hans Lenk/Günter Ropohl: *Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm*. Königstein 1978, S. 227. Ausführlicher ders.: *Introduction to System Philosophy. Toward a New Paradigm of Contemporary Thought*. New York 1972.

53 Erkenntnistheoretisch setzt man bei dem Ebenenwechsel die Typen der niedrigeren Ebene jeweils als ‚real‘ und diejenigen auf der höheren Ebene als Modelle dieser ‚Realität‘. Diese Modelle werden dann, von der nächsten Ebene aus betrachtet, wiederum zu einer Realität. In diesem Sinn gibt es mehrere Realitäten in der theoretischen Welt: je nach den angenommenen Emergenzniveaus. Bei dieser Konzeption wird der erkenntnistheoretische Streit um die Stellung der Universalien uninteressant. Vom Standpunkt der jeweils nächsthöheren Ebene sind alle ‚Elemente‘ der niedrigeren

tiellen Systemen ausgeht, erweist sich die Übertragung der botanischen Taxonomie auf die kommunikative Welt als problematisch. Dies hat sich schon in der Formulierung angedeutet, daß die Selbstbeschreibung eines Systems auf einem anderen Emergenzniveau als das System anzusiedeln ist. Selbstreferentielle Systeme sind als Modelle definiert, die notwendig auf zwei Ebenen emergieren. Sie stellen immer eine Relation nicht nur zwischen Elementen, sondern auch zwischen Emergenzniveaus her. Die Ursache hierfür ist natürlich, daß die selbstreferentielle Dimension als repräsentative, selektive Integration der Strukturen der drei anderen Dimensionen bestimmt ist. Selbstreflexive Systeme relationieren entsprechend drei Emergenzniveaus.

Im kybernetischen Paradigma könnte man sagen: Das Programm, welches das System reguliert, liegt auf einem anderen Emergenzniveau als die dynamischen Prozesse. Werden zusätzliche Regulationsprogramme für Regulationsprogramme eingeführt, so liegen erstere wiederum auf einem neuen Emergenzniveau.

Welche Auswirkungen hat diese Systemdefinition für die Einordnung der Modelle auf dem Emergenzparameter der kommunikativen Welt? Zunächst kann man sagen, daß der Nullpunkt dieses Parameters die Relation zwischen der Ebene des Exemplars und derjenigen der Art ist. Unterhalb dieser Ebene beginnt der ‚Mikrokosmos‘. *Jedes beliebige Exemplar eines sozialen Systems beispielsweise ist nur ein Exemplar und Element der kommunikativen Welt insofern es Exemplar einer Art bzw. Exemplar einer Art einer Familie ist!* Wenn soziale Systeme in der kommunikativen Welt emergieren, dann niemals nur als ‚Exemplare‘, sondern immer schon in einer Relation zu einer bestimmten Art, als Exemplar einer Art. Kommunikationswissenschaftliche Modellierungen sozialer Systeme sind deshalb von vornherein als Artmodelle angelegt. Normalformmodelle sozialer Systeme sind Artmodelle. Die Vorstellungen über die kommunikative Welt müssen andererseits so angelegt sein, daß zwischen dem Emergenzniveau der Komplexitäts- und der Differenzierungsdimension sowie der dynamischen Dimension einerseits und der selbstreferentiellen Dimen-

Ebene seien es ‚Exemplare‘, ‚Arten‘, ‚Gattungen‘ gleichermaßen real. Für ein Erkenntnissubjekt gibt es keinen Standpunkt, welcher nicht auf einer Ebene situiert ist und damit die Erkenntnisperspektive relativiert.

sion andererseits unterschieden werden kann. Erst diese Tiefenschärfe ermöglicht es, zwischen der Autokatalyse von Systemen (als Exemplare) und der Autokatalyse von Arten zu unterscheiden.

Wenn soziale Systeme ihre Identität erst als Exemplare von Arten finden, dann müßte man eigentlich immer von reproduktiver Autokatalyse oder von der Autopoiesis der Systeme als Exemplare einer Art sprechen. Unwahrscheinlich und interessant ist dann nicht nur die Tatsache, daß und wie Systeme sich selbst schaffen, sondern warum es, obwohl sie dies tun, immer wieder zu ähnlichen Systembildungen kommt, die Systeme sich immer wieder als Exemplare einer bestimmten Art selbst beschreiben. Erst nach der Klärung dieser Rekurrenzphänomene scheint es sinnvoll, auf Evolution, auf die Entstehung neuartiger Systeme einzugehen.

Interessant für den Kommunikationsforscher ist nicht so sehr die Autopoiesis von Systemen, sondern die immer wieder gleiche Autopoiesis von immer wieder den gleichen Systemen. Diese doppelte Unwahrscheinlichkeit ‚normalisiert‘ er durch seine Normalformrekonstruktionen sozialer Systeme. Im Unterschied zur journalistischen Perspektive, die auf die Beschreibung von Unwahrscheinlichkeiten als Unwahrscheinlichkeiten aus ist, geht es dem Sozialwissenschaftler darum, „begreiflich zu machen, daß das Unwahrscheinliche trotzdem mit hinreichender Regelmäßigkeit zustande kommt“.⁵⁴

Um den Unterschied selbstreferentieller Modellbildung zu den traditionellen wissenschaftstheoretischen Anschauungen zu verdeutlichen, soll noch einmal darauf hingewiesen werden, daß das eigentliche Problem nicht darin liegt, ‚logische‘ Ebenen anzunehmen und auseinanderzuhalten. Man brauchte dann nur die Anweisung zu geben, daß Aussagen nur auf jeweils einer Ebene zu treffen sind. Vermischungen zwischen den Ebenen führen zu ‚Paradoxien‘, die wiederum durch Trennung der Ebenen aufzulösen sind. *Paradoxien* sind nach Maßgabe dieses Paradigmas ‚falsche‘ Aussagen. Sie sind ein Übel, welches durch eine sachgerechte Berücksichtigung der logischen Ebenen zu eliminieren ist – nötigenfalls dadurch, daß der theoretische Apparat zu einem Supersystem erweitert wird, in dem Aussagen auf verschiedenen Ebenen als Elemente einer Klasse interpretiert werden können. Aber genau dieses Supersystem kann es in einem kommunikationswissenschaftlichen Theorieaufbau nicht geben. Es wäre zu simpel, um kommunikative Probleme zu erzeugen. *Kommunikation taucht erst dann als eine permanente Notwendigkeit auf, wenn verschiedene ‚Ebenen‘ oder Emergenzniveaus zu vermitteln sind.* Das eigentliche

54 Luhmann: Vorbemerkungen zu einer Theorie sozialer Systeme, S. 12.

Problem ist, was diesen Parameter der kommunikativen Welt betrifft, das Zusammenwirken der Ebenen in einem Systemmodell zu beschreiben.

Grenzen traditioneller wissenschaftstheoretischer Konzepte werden auch sichtbar, wenn es darum geht, das Verhältnis zwischen dem ‚Typen-Parameter‘ und dem Ebenen-Parameter zu klären.⁵⁵ Fakt ist, daß, wenn einmal Typen angenommen werden, über kurz oder lang in den systemtheoretischen Ansätzen auch von Ebenen die Rede ist und umgekehrt. Dies ist schon vorhin bei der Darstellung der strukturalistischen Systemtheorie deutlich geworden, indem das System auf der einen Ebene den Elementen auf einer anderen gegenübergestellt wird: Damit überhaupt Relationen zwischen diesen Elementen vorkommen können, müssen mehrere Elemente gleichen oder unterschiedlichen Typs auf einer Ebene emergieren. Bedingung der Möglichkeit der Emergenz einer Klasse wäre demnach eine Menge von Elementen (oder Typen). Aus dieser Sicht könnte man Typen und Ebenen etwa folgendermaßen auseinanderrhalten: Während mit dem Begriff der ‚Ebene‘ auf die Notwendigkeit hingewiesen wird, zwischen Modellen und Modellen von Modellen (Metamodellen) zu unterscheiden, dient der Begriff Typus dazu, zwischen den verschiedenen Modellen, die auf einer Ebene angesiedelt sind, zu unterscheiden. Während sich Typen auf der einen Ebene zu Typen auf einer höheren Ebene wie Elemente zu einer Klasse verhalten, bestehen zwischen den Typen auf einer Ebene gleichwertige Beziehungen, je nach der Perspektive also Element-Element- oder Klasse-Klasse-Beziehungen. Damit man überhaupt höherstufige Modelle benötigt, müssen auf der niedrigeren Ebene eine Mehrzahl von Typen gegeben sein. Oder anders ausgedrückt: Es hat keinen Sinn, von Klassen zu sprechen, wenn man nicht auch eine Mehrzahl von Elementen unterscheiden kann. Leicht läßt sich dann die Hypothese anschließen, daß die Notwendigkeit höherstufiger Klassifikationen mit der Anzahl der Typen steigt, die auf der niedrigeren Stufe vorhanden sind. Es scheint genau dieser Zusammenhang zwischen Ebenen und Typen zu sein, der viele Autoren dazu nötigt, sowohl Typen als auch Ebenen anzunehmen. Dies ist beispiels-

55 Lenk hat vorgeschlagen, diese und ähnliche Probleme als „Herausforderung für die Wissenschaftstheorie“ zu begreifen, als Einstieg in ein neues wissenschaftstheoretisches Paradigma“, anstatt diese systemtheoretischen Ansätze als „unseriös“ abzulehnen. Lenk/Ropohl: Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm, S. 251ff.

weise der Fall, wenn Jantsch in seinem Buch ‚Die Selbstorganisation des Universums‘ ‚physikalisch-chemische‘, ‚biologische‘, ‚soziobiologische‘, ‚ökologische‘ und ‚soziokulturelle Systeme‘ unterscheidet.

Die Beziehungen zwischen den beiden Parametern der kommunikativen Welt dürften sich jedoch nicht so einfach nach diesem Muster beschreiben lassen. Man muß davon ausgehen, daß es auf ‚einer‘ Ebene ganz unterschiedliche Elemente oder Systemtypen, mindestens biogene, psychische und soziale Systeme gibt. Und andererseits erstreckt sich, wie gezeigt, ein System als Element der kommunikativen Welt über mehrere Ebenen. Man wird also vielfältige Relationen zwischen Systemen auf einer Ebene und zwischen Systemen auf unterschiedlichen Ebenen (oder sogar auf Relationen zwischen Ebenen) annehmen müssen.

Von einer solchen Vielfalt geht jede beliebige Beschreibung eines Ökosystems aus biologischer Sicht aus. Als „sehr charakteristisches und festes Kennzeichen von Biozöosen“ beschreibt beispielsweise Odum das „qualitative Verhältnis zwischen Spezies und Einzelwesen“ und die „Anzahl der Arten“.⁵⁶ Weil solche Parameter oder ‚taxonomische Komponenten‘ für die botanische Welt angenommen werden, lassen sich auch die Umwelten, die ‚Milieubedingungen‘ der einzelnen Ökosysteme genau beschreiben, die Anzahl der Individuen (Typen) mit der Anzahl der Arten (Ebenen) in Beziehung setzen.⁵⁷ Ohne eine differenzierte Genus-Spezies-Differenzierung können Biologen jedenfalls nicht ‚systemisch‘ arbeiten.

Man sollte auch vorsichtig sein, von vornherein anzunehmen, daß alle System-System-Beziehungen wieder zu neuen Systembildungen auf einem höheren Emergenzniveau führen. Im Gegenteil, sobald man in die Systemtheorie eine Differenzierungsdimension einführt, muß man davon ausgehen, daß viele Systeme ausdrücklich andere Systeme negieren. Sie haben dann natürlich eine Beziehung, aber nicht eine solche, die sich im Rahmen einer Supersystemtheorie beschreiben läßt, wenn man die Selbstbeschreibung dieser Systeme berücksichtigt. Letztlich ist es eine empirische Frage, welche Typen von Beziehungen zwischen den Systemen auftauchen. Ihre Systematisierung muß im Rahmen spezieller

56 Eugene P. Odum: Ökologie. München/Bern/Wien 1972, S. 36 ff., hier S. 39. Unterschiedliche Typen als Elemente von Ökosystemen unterstellt auch Laszlo wenn er schreibt: „Die meisten Ökosysteme sind inter-artspezifisch, während Sozialsysteme intra-artspezifisch sind.“ Laszlo: Evolution und Invarianz, S. 231.

57 Odum: Ökologie, S. 43 ff.

Theorien erfolgen. Eine vorschnelle Reduktion dieser Beziehungsvielfalt auf den Typus ‚funktionaler Anschluß‘ bzw. (interne) ‚Systemdifferenzierung‘ scheint jedenfalls wenig fruchtbar.⁵⁸ Mit den Folgelasten, die sich ergeben, wenn einmal Typen und Ebenen eingeführt sind, müssen sich alle Taxonomien auseinander setzen, seien sie nun philosophischer, botanischer, psychologischer oder anderer Provenienz. Um so merkwürdiger ist, daß der Zusammenhang zwischen den Parametern in der systemtheoretischen Literatur kaum ausführlich reflektiert wird und sich eher naturwüchsig hinter dem Rücken der Autoren in der einen oder anderen Form herstellt. Auf drei Beispiele, die zugleich die Bedeutung der Annahme dieser Parameter für eine Kommunikationswissenschaft illustrieren können, möchte ich abschließend eingehen.

Bateson entwickelt seine Kommunikationstheorie in der Auseinandersetzung mit Problemen, die in der Schizophrenieforschung aufgetaucht sind: „Unser Forschungsansatz [zur Schizophrenie] beruht auf dem Teil der Kommunikationstheorie, den Russell die ‚Theorie der logischen Typen‘ genannt hat. Die zentrale These dieser Theorie besagt, daß zwischen einer Klasse und ihren Elementen eine Diskontinuität besteht. Die Klasse kann weder ein Element ihrer selbst sein, noch kann eines ihrer Elemente die Klasse sein, da der für die Klasse gebrauchte Terminus einer anderen Abstraktionsebene - einem anderen logischen Typ - angehört, als die auf die Elemente anwendbaren Termini. Wenn nun in der formalen Logik der Versuch unternommen wird, diese Diskontinuität zwischen einer Klasse und ihren Elementen zu erhalten, treten wir dafür ein, daß diese Diskontinuität in der Psychologie realer Kommunikationsabläufe kontinuierlich und unausweichlich durchbrochen wird und daß wir a priori mit dem Auftreten einer Krankheit im menschlichen Organismus rechnen müssen, wenn gewisse formale Muster dieser Durchbrechung in der Kommunikation zwischen Mutter und Kind auftreten.“⁵⁹ Obwohl in dieser Passage sowohl von (Abstraktions-) ‚Ebenen‘ als auch von ‚Typen‘ gesprochen wird, suchen wir in seinen Arbeiten vergeblich nach einer Bestimmung der Unterschiede zwischen diesen beiden Parametern. So deutlich einerseits der Unterschied zwischen den Begriffen

58 Diese Idee wird immer dann vertreten, wenn die Welt als Supersystem vorgestellt wird. Vgl. etwa ebd. oder Bunge: *World of Systems*.

59 Bateson: *Ökologie des Geistes*, S. 271. Vgl. auch ders.: *Geist und Natur*, S. 146.

Element und Klasse im Rahmen logischer Argumentation ist, so ungeklärt bleibt andererseits das Verhältnis zwischen Ebenen und Typen in der psychologischen Kommunikationstheorie von Bateson. Mal hat es den Anschein, als ob die beiden Kategorien synonym gebraucht werden, etwa wenn Bateson davon spricht, daß die „*Anatomie* grob drei Ebenen oder [!] logische Typen von deskriptiven Aussagen aufweist“.⁶⁰ Dann wieder hat es den Anschein, als ob die Begriffe zur Bezeichnung ganz unterschiedlicher Parameter verwendet werden; etwa wenn ‚Bewußtsein‘ und ‚Unbewußtes‘ als ‚Ebenen des Geistes‘ bezeichnet und dann ‚vier Typen‘ des Unbewußten unterschieden werden.⁶¹ Ganz im Sinne einer biologischen Taxonomie spricht er von ‚vier Arten des Unbewußten‘ und klassifiziert weiter in ‚Ordnungen‘ und ‚Gattungen‘.⁶² Diese Unklarheiten sind, sobald man an empirische Beschreibungen geht, ein Hindernis. Man kann dies nicht zuletzt an den Untersuchungen zeigen, die im Rahmen der Schizophrenieforschung im weitesten Sinne an das Paradigma von Bateson, Haley, Jackson, Weakland, Watzlawick und anderen anschließen. Andererseits muß hervorgehoben werden, daß es Batesons Verdienst ist, überhaupt auf die Notwendigkeit hingewiesen zu haben, logische Typen und Ebenen in Kommunikationstheorien zu unterscheiden. Ebenso wichtig ist gewiß sein Hinweis auf den unterschiedlichen Gebrauch, den Logik einerseits und eine Theorie sozialer Kommunikation andererseits von diesen Parametern zu machen haben: Die Logik muß die Ebenen auseinanderhalten, um ihre Ziele zu erreichen, ‚wahre‘ Aussagen zu produzieren. Die Kommunikationstheorie hat davon auszugehen, daß die Durchbrechung der Ebenen genau dasjenige Phänomen ist, welches es zu modellieren gilt.⁶³ Der kommunikativen Welt wird mit anderen Worten von Bateson erstmals eine Gliederung in Ebenen zugeschrieben, die Durchbrechung dieser Ebenen wird als ‚Wesensmerkmal geistiger Prozesse‘ aufgefaßt.

60 Ebd., S. 19, ähnlich S. 146.

61 Bateson: *Ökologie des Geistes*, S. 190, S. 193.

62 Ebd., S. 192.

63 Um einem Mißverständnis vorzubeugen: Die Durchbrechung der Ebenen ist nach den Konzepten von Bateson kein Zeichen schizophrener Kommunikation. Deren Typik ergibt sich aus der starren Fixierung bestimmter Arten ihrer Durchbrechung (zu den Paradoxien: Watzlawick et al.: *Menschliche Kommunikation*, S. 171 ff).

Mit dem Konzept der logischen Ebenen wird in der *Schizophrenieforschung* und -therapie seit den fünfziger Jahren gearbeitet. Auch außerhalb der Fachkreise ist das von Haley entwickelte Konzept des ‚Double-Bind‘ bekannt geworden. Es erklärt schizophrene Phänomene als rekurrente Vertauschungen zwischen den ‚Ebenen‘ oder ‚Typen‘ der Kommunikation in Familiensystemen oder in dyadischen Systemen. Watzlawick, Beavin und Jackson haben diese Ideen in ihrem Bestseller ‚Menschliche Kommunikation‘ aufgegriffen und in mehrere Richtungen entwickelt. Dadurch hat sich die Anwendungsbreite des Kategorienpaares weit ausgedehnt. Als Problem der logischen Typen wird aufgefaßt: Das Verhältnis

- zwischen der ‚Sache‘ und dem Namen der Sache,
- der ‚wörtlichen‘ und der ‚übertragenen‘ Bedeutung (Metapher, Ironie),
- der sprachlichen Äußerung (Namen) und Reflexionen über die Äußerung (Metakommunikation),
- der Klassifikation und Metaklassifikationen (z. B. Geschwindigkeit und Beschleunigung, Art und Gattung),
- dem Lernen und dem Lernen des Lernens (und alle anderen Deuteropraxen) sowie
- der verbalen Äußerung und non-verbalen oder gestischen und mimischen ‚Äußerungen‘ (den verschiedenen Kanälen der Kommunikation).

Obwohl diese Begriffspaare zunächst inhomogen erscheinen, läßt sich als ihr gemeinsames Konstruktionsprinzip die Modellbildung über Modelle, also das Prinzip, nach dem der Parameter ‚Emergenzniveau‘ generiert wurde, ausmachen. Lediglich das letzte Begriffspaar bereitet hier gewisse Schwierigkeiten, es führt in den Mikrokosmos, dem ‚negativen‘ Abschnitt dieses Parameters. Um dieses Begriffspaar zu erläutern, müßten Medientheorien herangezogen werden. Sprache, Gestik und Mimik erscheinen dann als Selektionsverstärker von dynamischen Ereignissen sozialer Systeme bzw. als Verstärker von Selektionsverstärkern.

Auch Luhmann verwendet in seinen Arbeiten die Begriffe ‚Ebene‘ und ‚Typ‘. In älteren Arbeiten zunächst ähnlich schwankend wie Bateson, bemüht er sich in seinem ‚Grundriß einer allgemeinen Theorie‘ über

‚Soziale Systeme‘ gleich eingangs um eine explizite Einführung dieser Begriffe als ‚Abstraktionsschema‘.⁶⁴ In einer Skizze werden drei ‚Ebenen der Systembildung‘ unterschieden. Auf der ersten Ebene liegt die ‚Systembildung‘ der ‚allgemeinen Systemtheorie‘: ‚Systeme‘. Auf der zweiten Ebene werden die Typen ‚Maschine‘, ‚Organismen‘, ‚soziale Systeme‘ und ‚psychische Systeme‘ angeführt. Soziale Systeme werden auf einer dritten Ebene noch einmal in ‚Interaktion‘, ‚Organisation‘ und ‚Gesellschaften‘ differenziert. Abgesehen von der ersten Ebene gibt es also auf jeder Ebene mehrere Systemtypen oder ‚Arten‘. Zur Begründung der Unterscheidung der Ebenen wird angeführt: „Die Unterscheidung von Ebenen soll fruchtbare Vergleichshinsichten festlegen.“⁶⁵ Sie hat gleich allen Taxonomien einen „mehr oder weniger intuitiven Ursprung“ (ebd., S. 18) und normative Geltung: „Vergleiche zwischen verschiedenen Arten von Systemen [!] müssen sich an eine Ebene halten.“ (Ebd., S. 17) Im Gegensatz zu der in dieser Arbeit vorgeschlagenen Konstruktion möchte Luhmann seine ‚Skizze‘ nicht selbstreferentiell verankern. Er will mit dieser Skizze mit anderen Worten nichts darüber aussagen, wie die Systeme ihre Umwelt strukturieren, Weltkomplexität als Umwelt erhalten.⁶⁶ Wohl aus diesem Grunde wird es für ihn wichtig, „vorab klarzustellen, daß diese Differenz von Gesellschaft und Interaktion nicht mit der Differenz von System und Umwelt zusammenfällt, und zwar weder für das [!] Gesellschaftssystem, noch für die [!] Interaktionssysteme, da die Interaktion ja ihrerseits ebenfalls gesellschaftliches Geschehen ist“. (Ebd., S. 552 f.) Weder gehört also die Gesellschaft zur Umwelt von Interaktionssystemen (einfachen Sozialsystemen), noch gehören umgekehrt die Interaktionssysteme zur Umwelt der Gesellschaft, obwohl die beiden Systemtypen auf einer Abstraktionsebene liegen. Welche Umwelt besitzen diese Systemtypen dann? Und welches Verhältnis besteht zwi-

64 Hinsichtlich der älteren Formulierungen vgl. insbes. Luhmann: Soziologische Aufklärung. Bd. 2. ‚Gesellschaft‘, ‚Organisation‘ und ‚Interaktion‘ werden als ‚Typen‘ sozialer Systeme eingeführt, andererseits wird ‚Gesellschaft‘ als ein ‚System höherer Ordnung‘ als jenes der ‚Interaktion‘ bezeichnet. (S. 11, S. 20)

65 Luhmann: Soziale Systeme, S. 17.

66 Ebd., S. 16 f. Andererseits möchte er die Möglichkeit, daß es Systeme gibt, die diese ‚begrifflichen Abstraktionen zur Selbstabstraktion verwenden‘, nicht prinzipiell ausschließen.

schen den Typen, wenn es gleiche Typen, also in diesem Falle Interaktionssysteme sind?

Aus der Formulierung, daß jede Interaktion ‚gesellschaftliches‘ Geschehen ist, wird schon deutlich, daß es zwischen den Typen auf der dritten Abstraktionsebene eine Gleichheit im Sinne von gleicher Klassenzugehörigkeit nicht gibt: „Es muß in der Soziologie einen Begriff geben für die Einheit der Gesamtheit des Sozialen – ob man dies nun (je nach Theoriepräferenz) als Gesamtheit der sozialen Beziehungen, Prozesse, Handlungen oder Kommunikationen bezeichnet. Wir setzen hierfür den Begriff der Gesellschaft ein. Gesellschaft ist danach das umfassendste Sozialsystem, das alles Soziale in sich einschließt und infolgedessen keine soziale Umwelt kennt.“ (Ebd., S. 555) Gesellschaft wird gleichsam zum Klassenbegriff, welcher als Element sich selbst und auch Interaktion und – historisch variabel – Organisation enthält. Spätestens an dieser Stelle hat der Typenbegriff wieder seine alte Ambiguität: Zumindest der Typus des Gesellschaftssystems liegt auf einer höheren Ebene als der der Interaktion (und erst recht der Organisation), und er wird trotzdem auf der gleichen Ebene lokalisiert wie jener der Interaktion und der Organisation. Faktisch erscheint die Gesellschaft in dieser Argumentation als ein ‚Supersystem‘, welches den Subsystemen, die Laszlo oder Ropohl annehmen, vergleichbar wird.⁶⁷ Die Folgekosten, die es mit sich bringt, wenn man Taxonomien über selbstreferentielle Systeme erstellt, ohne diese Taxonomie wieder selbstreferentiell zu verankern, empfehlen diesen Weg nicht gerade: „Unvermeidlich kompliziert“ (ebd., S. 553) scheint eine solche Gliederung tatsächlich dann zu werden, wenn man kein Konzept der (Um-)Welt aufstellt und dieses selbstreferentiell verankert. Würde man den Systemen zugestehen, daß sie ihre Umwelt auf verschiedenen Parametern ordnen können, so könnten Interaktionssysteme Gesellschaftssysteme zur Umwelt machen oder nicht. Organisationen könnten andere Organisationen oder aber auch das Gesellschaftssystem oder andere Interaktionssysteme als Umwelt behandeln oder nicht. Freilich ist bei diesem Ausgangspunkt kein Supersystem in

67 Die problematische Frage nach der sozialen Umwelt wird umgangen. Ihre Identität, zu der ja immer auch der Aufbau von System-Umwelt-Differenz gehört, können die sozialen Systeme dann bestenfalls noch durch Abgrenzung von Organismen und Maschinen bzw. deren Untergruppe gewinnen.

der Art der Weltgesellschaft mehr denkbar. Auch Gesellschaftssysteme müßten mit ihresgleichen als Umweltsysteme fertigwerden.⁶⁸

Der Zeitparameter der kommunikativen Welt

Bei der Darstellung des Zusammenhangs zwischen den Ebenen und den Typen wurden schon gelegentlich temporale Ausdrücke verwendet. Die Gliederung der Umwelt, so wie sie sich für ein beliebiges Forschungssystem oder ein anderes Element der kommunikativen Welt darbietet, ist ein evolutionäres Ergebnis. Manche Umweltsysteme waren Voraussetzung der Entstehung des Bezugssystems, manche koexistieren mit dem System, manche verschwinden im Verlauf seiner Autokatalyse, andere werden das Ende des Bezugssystems aller Voraussicht nach überdauern. Kommunikationswissenschaftliche Forschungssysteme stellen beispielsweise in Rechnung, daß es andere Forschungssysteme gegeben hat, auf deren selektiven Leistungen sie aufbauen, außerdem müssen gleichzeitig bestimmte andere Umweltsysteme gegeben sein, damit ein Forschungsprozeß in Gang bleiben kann.

Jedes System hat somit die Möglichkeit, seine Umwelt auf einem zeitlichen Parameter abzubilden. Es selbst situiert sich dabei im Koordinatenursprungspunkt und unterscheidet mindestens ein Vorher (Negativbereich), Gleichzeitigkeit und ein Nachher (positiver Bereich). Mit jeder Verortung der Umwelt auf diesem zeitlichen Parameter bestimmt das Bezugssystem zugleich seine Identität in einem genetischen oder evolutionären Sinn. Ob es diese Möglichkeit immer reflektiert, ist eine andere Frage. Wird sie reflektiert, liegen ‚Evolutionstheorien‘ (im weitesten Sinne) vor. Jede dieser Theorien ist abhängig von dem Bezugssystem, oder genauer: von der Selbstidentifizierung des Bezugssystems

68 Die von Luhmann immer wieder betonte Tatsache, daß ‚Interaktion‘ und ‚Gesellschaft‘ wechselseitig aufeinander angewiesen sind, wird bei diesem Konzept keineswegs ausgeschlossen. Gerade weil Systeme zu ihrer Umwelt sowohl funktionale als auch abgrenzende Beziehungen aufbauen, sind sie auf Umweltsysteme des einen oder anderen Typus auf dem einen oder anderen Emergenzniveau immer angewiesen. Ob alle Interaktionssysteme immer auf Gesellschaftssysteme und umgekehrt angewiesen sind, müßte allerdings empirisch untersucht werden.

an einem bestimmten Ort in der kommunikativen Welt, als Schnittpunkt des Emergenzparameters mit dem Typenparameter. Evolutionstheorien sind notwendige Konstituenten des Objektbereichs der Kommunikationswissenschaft. Theoretisch lassen sich, je nach der Auswahl des Bezugspunktes, beliebig viele Evolutionstheorien annehmen. Soziale Systeme werden andere Zeitvorstellungen als biogene und psychische Systeme ausbilden, organisierte Sozialsysteme andere als Gesellschaften, stratifizierte andere als funktional differenzierte Gesellschaften.

Jede dieser Theorien skaliert den Zeitparameter. Die Skalierung ist ein Reflexionsprodukt, eine Kodifizierung einer bestimmten Form der (Um-)Weltsimplifikation. Sie ermöglicht Identitätsfestlegungen und Umweltklassifikationen.

Die Einteilung der Zeit in Kalenderjahre mit einem Nullpunkt ‚Christi Geburt‘ ist eine solche Skalierung vom Standpunkt eines sozialen Systems aus. Sowohl in der Festlegung des Nullpunktes als auch in den Begrenzungen der Zeitachse in der einen oder anderen Richtung (Schöpfung, Jüngstes Gericht) drücken sich bestimmte Evolutionsvorstellungen aus. Auch die Biologie hat ihre eigenen Zeitvorstellungen. Hier wird als Skalierungsprinzip die Entstehung der einzelnen botanischen Arten angenommen. Irgendwann entsteht ‚Leben‘, Einzeller, Mehrzeller verschiedener Komplexität usw. bis hin zu den Wirbeltieren und schließlich dem Menschen als ‚höchst entwickeltem Säugetier‘. Auch das Verschwinden von Arten läßt sich relativ zu diesen Eintragungen festhalten. Natürlich ist es auch möglich, diesen Parameter mit der sozialen Zeitachse zu vergleichen. Ist der Zeitparameter einmal ausreichend skaliert, so lassen sich vielfältige ‚evolutionstheoretische‘ Überlegungen anschließen, etwa warum bestimmte Arten ‚zugleich‘ entstehen, ob es gemeinsame Vorläufer gibt, ob es ähnliche Konstellationen beim Aussterben von Arten gibt und ähnliches. Alle diese Reflexionen, die natürlich auch wieder auf unterschiedlichem Emergenzniveau angesiedelt sein können, sind Evolutionstheorien, in freilich unterschiedlichem Grade an Expliztheit.

Gemeinsam ist allen diesen Zeitvorstellungen, daß sie nicht die Dynamik des Systems als System reflektieren, sondern die ‚Dynamik‘ der Welt oder zumindest der System-Umwelt-Beziehungen, wobei die Umwelt als komplex vorgestellt wird. Weil dies so ist, müssen Beschreibungen der dynamischen oder autopoietischen Dimension von Systemen von den Beschreibungen des Zeitparameters der Welt getrennt werden. Diese Anforderung ergibt sich wiederum aus der Logik des bisherigen Theorieaufbaus. Nur wenn die Welt als System vorgestellt würde, könnten diese beiden Beschreibungen übereinfließen. ‚Evolutionstheorien‘ er-

scheinen dann als die Beschreibung der einen oder anderen Struktur, der einen oder anderen Dimension von Supersystemen.

Natürlich haben Systeme prinzipiell die Möglichkeit, die Welt als Supersystem aufzufassen – und sich selbst als Element in demselben. Das Hinzutreten ‚neuer‘ Systeme erscheint dann als ein Ereignis in der dynamischen Dimension des Supersystems oder als Systemdifferenzierung. Aber diese Sichtweise ist nur eine mögliche Form der Reduktion von Umweltkomplexität. Ob sie vorgenommen wird, ist eine empirische Frage. Außer Frage steht, daß es für Systeme auch andere Möglichkeiten gibt, ihre Umwelt zu ordnen. Um auch diese Möglichkeiten beschreiben zu können, sind die Parameter als ‚Dimensionen‘ der Welt und nicht des Systems eingeführt.

Neben der Konfundierung von Systemdimensionen mit Weltparametern findet sich in der systemtheoretischen Literatur auch oft eine Identifizierung des Ebenenparameters mit dem Zeitparameter. So schreibt etwa Laszlo: „Das Ergebnis der Evolution auf der Erde ist eine Hierarchie mit vielen Stufen, die Atome auf der einen Seite und großdimensionierte Systeme mit vielen Teilen auf der anderen Seite umfaßt. Die höheren Systeme sind aus integrierten Mengen der Systeme niedrigerer Stufen zusammengesetzt.“⁶⁹ Jede Ebene der Hierarchie erscheint als ein evolutionäres Stadium. Die höchste Ebene, auf der das ‚globale Ökosystem‘, das ‚Weltsystem‘ angesiedelt ist, wird zugleich auch als letztes Entwicklungsstadium, jüngstes Produkt der Evolution verstanden. Ganz im Sinne der formalen Logik darf es übrigens von dem höchst entwickelten System auf der obersten logischen Stufe immer nur ein Exemplar (Element) geben.⁷⁰ Mehrere Elemente würden eine neue Klassenbildung auf einer anderen hierarchischen Stufe provozieren.

⁶⁹ Laszlo: Evolution und Invarianz, S. 225.

⁷⁰ „Schließlich lernen wir vor allem auch, daß größere Vielfalt auf höheren Stufen Hand in Hand geht mit kleineren Populationen. Es gibt weniger Zellen als Moleküle, weniger Organismen als Zellen und weniger Gesellschaften als Organismen. Schließlich gibt es nur ein globales Ökosystem, das zusammen mit seinen menschlichen Komponenten das Weltsystem bildet.“ Ebd., S. 235.

Literatur:

- Ackermann, Charles/Parsons, Talcott (1976): Der Begriff ‚Sozialsystem‘ als theoretisches Instrument. In: Stefan Jensen (Hrsg.): Talcott Parsons. Zur Theorie sozialer Systeme. Opladen 1976, S. 69-84 (engl. in: Gordon J. Di Renzo (Hrsg.): Concepts, Theory, and Explanation in the Behavioral Sciences. New York 1966, S. 22-40).
- Baecker, Dirk/Markowitz, Jürgen/Stichweh, Rudolf/Tyrell, Hartmann/Wilke, Helmut (Hrsg.): Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag. Frankfurt/Main 1987.
- Bateson, Gregory: Geist und Natur. Eine notwendige Einheit. Frankfurt/Main 1984 (Erstauflage 1979).
- Ders.: Ökologie des Geistes. Frankfurt/Main 1983 (Erstauflage 1972).
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/Main 1970.
- Bobrow, Daniel G./Collins, Allan (Hrsg.): Representation and Understanding. Studies in Cognitive Science. New York/San Francisco/London 1975.
- Bunge, Mario: Treatise on Basic Philosophy. Bd 4: Ontology II: A World of Systems. Dordrecht 1979.
- Cherry, Collin: On Human Communication. Cambridge/London 1978.
- Cicourel, Aaron V.: Basisregeln und normative Regeln im Prozeß des Aushandelns von Status und Rolle. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1. Reinbek 1973, S. 147-188.
- Conant, Roger C./Ashby W. Ross: Every good regulator of a system must be a model of that system. In: International Journal of Systems Science I. 1970, S. 89-97.
- Cooley, Charles H.: Social Organisation. New York 1909.
- De Saussure, Ferdinand: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin 1967 (Erstauflage 1916).
- Devereux, Georges: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt/Main 1984.
- Durkheim, Émile.: Regeln der soziologischen Methode. Neuwied/Berlin

- 1970 (Erstauflage 1894).
- Fehlenberg, Dirk: Die empirische Analyse der Visitenkommunikation. In: OBST 24, S. 29-56.
- Flusser, Vilém: Schriften. 5 Bände. Hrsg. Stefan Bollmann/Edith Flusser. Mannheim 1995.
- Garfinkel, Harold: Studies in the Routine Ground of Everyday Activities. In: Ders.: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs 1967, S. 35-75.
- Giesecke, Michael: Die Untersuchung institutioneller Kommunikation. Perspektiven einer systemischen Methodik und Methodologie. Opladen 1988.
- Ders.: Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft. Frankfurt/Main 1992.
- Ders./Rappe-Giesecke, Kornelia: Supervision als Medium kommunikativer Sozialforschung. Die Integration von Selbsterfahrung und distanzierter Betrachtung in Beratung und Wissenschaft. Frankfurt/Main 1996.
- Ders.: Was kommt nach der langue? In: Ders.: Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft. Frankfurt/Main 1992, S. 18-35.
- Gordon, Georg N.: Aristotle as a modern propagandist. In: Eric A. Havelock/Jackson P. Hershbell (Hrsg.): Communication Arts in the Ancient World. New York 1978, S. 55-62.
- Gumin, Heinz/Mohler, Armin (Hrsg.): Einführung in den Konstruktivismus. München 1985.
- Günther, Gotthard: Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Hamburg 1976.
- Haken, Hermann: Erfolgsgeheimnisse der Natur. Stuttgart 1981.
- Haley, Jay: Gemeinsamer Nenner Interaktion. Strategien der Psychotherapie. München 1978.
- Hejl, Peter M.: Sozialwissenschaft als Theorie selbstreferentieller Systeme. Frankfurt/Main/New York 1982.
- Hempel, Carl G./Oppenheim, Paul: Der Typenbegriff im Lichte der neuen Logik. Wissenschaftstheoretische Untersuchungen zur Kon-

- stitutionsforschung und Psychologie. Leiden 1936.
- Hofstätter, Peter R.: Faktorenanalyse. In: René König: Handbuch der empirischen Sozialforschung. Bd. 3a: Grundlegende Methoden und Techniken. Stuttgart 1974, S. 204-272.
- Hymes, Dell: Soziolinguistik. Zur Ethnographie der Kommunikation. Frankfurt/Main 1979.
- Ders.: The Anthropology of Communication. In: Frank E.X. Dance: Human Communication Theory. New York 1967, S. 1-39.
- Jantsch, Erich: Die Selbstorganisation des Universums. München 1984.
- König, René (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Stuttgart 1973-1978.
- Krohn, Wolfgang/Küppers, Günter (Hrsg.): Emergenz. Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung. Frankfurt/Main 1992.
- Laszlo, Ervin: Evolution und Invarianz in der Sicht der allgemeinen Systemtheorie. In: Hans Lenk/Günter Ropohl: Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm. Königstein 1978, S. 226 ff.
- Ders.: Introduction to System Philosophy. Toward a New Paradigm of Contemporary Thought. New York 1972.
- Lenk, Hans: Wissenschaftstheorie als Systemtheorie. In: Hans Lenk/Günter Ropohl (Hrsg.): Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm. Königstein 1978, S. 255.
- Ders./Ropohl, Günter (Hrsg.): Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm. Königstein 1978.
- Leont'ev, Aleksej Alekseevic: Psycholinguistische Einheiten und die Erzeugung sprachlicher Äußerungen. Berlin (DDR) 1975.
- Ders.: Sprache, Sprechen, Sprechfähigkeit. Stuttgart 1971.
- Luckmann, Thomas: Aspekte einer Theorie der Sozialkommunikation. In: Hans Peter Althaus/Helmut Henne/Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. Tübingen 1980, S. 93-121.
- Luhmann, Niklas: Das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie. In: Hans Ulrich Gumbrecht/Ursula Link-Heer (Hrsg.): Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Litera-

- tur- und Sprachgeschichte. Frankfurt/Main 1984.
- Ders.: Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen 1981, S. 25-34.
- Ders.: Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 2: Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. Opladen 1975, S. 170-192.
- Ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Bd. 2: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Frankfurt/Main 1981.
- Ders.: Identitätsgebrauch in selbstsubstituiven Ordnungen, besonders Gesellschaften. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen 1981, S. 198-227.
- Ders.: Organisation und Entscheidung. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen 1981, S. 335-389.
- Ders.: Reflexive Mechanismen. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 1: Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Opladen 1974, S. 92-112.
- Ders.: Soziologische Aufklärung. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 1: Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Opladen 1974, S. 66-91.
- Ders.: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/Main 1984.
- Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 1: Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Opladen 1974.
- Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 2: Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. Opladen 1975.
- Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen 1981.
- Ders.: Symbiotische Mechanismen. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen 1981, S. 228-244.
- Ders.: Veränderungen im System gesellschaftlicher Kommunikation und die Massenmedien. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3: Sozia-

- les System, Gesellschaft, Organisation. Opladen 1981, S. 309-320.
- Ders.: Vorbemerkungen zu einer Theorie sozialer Systeme. In: Ders.: Soziologische Aufklärung. Bd. 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen 1981, S. 11-24.
- Markowitz, Jürgen: Konstellationsformen psychischer Selbstreferenz. Vorstudien zu einem Begriff der Partizipation. In: Dirk Baecker et al.: Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag. Frankfurt/Main 1987, S. 482-518.
- Maruyama, Magoroh: The Second Cybernetics: Deviation – Amplifying Mutual Causal Processes. In: American Scientist 51. 1963, S. 164-179.
- Maturana, Humberto R.: Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Braunschweig 1982.
- Mead, George H.: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt/Main 1978 (Erstauflage 1934).
- Merten, Klaus: Kommunikation: Eine Begriffs- und Prozeßanalyse. Opladen 1977.
- Mossakowski, Dietrich/Nettmann, Hans-Konrad: Is there a Linear Hierarchy of Biological Systems? In: Gerhard Roth/Helmut Schwegler: Self-organizing systems. An interdisciplinary approach. Frankfurt/Main/New York 1981, S. 39-47.
- Odum, Eugene P.: Ökologie. München/Bern/Wien 1972 (Erstauflage 1967).
- Parsons, Talcott: Social Structure and Personality. New York 1964.
- Ders.: The Structure of Social Action. New York 1937.
- Rehbein, Jochen: Komplexes Handeln. Stuttgart 1977.
- Ropohl, Günter: Einführung in die allgemeine Systemtheorie. In: Hans Lenk/ Günter Ropohl (Hrsg.): Systemtheorie als Wissenschaftsprogramm. Königstein 1978, S. 9-49.
- Roth, Gerhard: Die Entwicklung kognitiver Selbstreferentialität im menschlichen Gehirn. In: Dirk Baecker et al.: Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag. Frankfurt/Main 1987, S. 394-422
- Roth, Gerhard/Schwegler, Helmut (Hrsg.): Self-Organizing Systems. An

- Interdisziplinärer Approach. Frankfurt/Main/New York 1981.
- Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt/Main 1988.
- Schütz, Alfred: Das Problem der Rationalität in der sozialen Welt. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag 1972, S. 22-50 (englisch 1943).
- Ders.: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt/Main 1974 (Erstauflage 1932).
- Ders.: Die Gleichheit und die Sinnstruktur der sozialen Welt. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag 1972, S. 203-256.
- Ders.: Die soziale Welt und die Theorie der sozialen Handlung. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag 1972, S. 3-21.
- Ders.: Don Quichote und das Problem der Realität. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag 1972, S. 102-128.
- Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag 1971.
- Ders.: Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag 1971, S. 331-411 (englisch 1955).
- Ders.: Tiresias oder unser Wissen von zukünftigen Ereignissen. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag 1972, S. 259-278.
- Ders.: Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag 1971, S. 237-298.
- Ders.: Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze. Bd. 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag 1971, S. 3-54 (englisch 1953).
- Ders./Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt. Neuwied/Darmstadt 1975.
- Sereno, Kenneth K./Mortensen, C. David: Foundations of Communi-

- cation Theory. New York/Evanston/London 1970.
- Smith, Alfred G.: Communication and Culture. Readings in the Codes of Human Interaction. New York/Chicago 1966.
- Stichweh, Rudolf: Die Autopoiesis der Wissenschaft. In: Dirk Baecker et al.: Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag. Frankfurt/Main 1987, S. 447-481.
- Teubner, Gunther: Episodenverknüpfung. Zur Steigerung von Selbstreferenz im Recht. In: Dirk Baecker et al.: Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag. Frankfurt/Main 1987, S. 423-446.
- Thayer, Lee: Communication. Theory and Research. Proceedings of the First International Symposium. Springfield III. 1967.
- Toulmin, Stephen: Voraussicht und Verstehen. Ein Versuch über die Ziele der Wissenschaft. Frankfurt/Main 1968.
- Ungeheuer, Gerold: Sprache und Kommunikation. Hamburg 1972.
- Ders.: Kommunikation und Gesellschaft. In: Ders.: Sprache und Kommunikation. Hamburg 1972, S. 199-206.
- von Foerster, Heinz: Sicht und Einsicht. Versuche zu einer operativen Erkenntnistheorie. Braunschweig/Wiesbaden 1985.
- Watzlawick, Paul/Beavin, Janet H./Jackson, Don D.: Menschliche Kommunikation. Bern/Stuttgart/Wien 1967.
- Wersig, Gernot: Information Kommunikation Dokumentation. München 1971.
- Wunderlich, Dieter: Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt/Main 1976.
- Zetterberg, Hans: Theorie, Forschung und Praxis in der Soziologie. In: René König: Handbuch der empirischen Sozialforschung. Bd. 1: Geschichte und Grundprobleme der empirischen Sozialforschung. Stuttgart 1973, S. 103-160.